

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

## Inhalt:

	Seite
Orientalia . . . . .	273
Abd ul Hamid. Von Ghebo Mikalevic . . . . .	289
Reisden. Von Theodor Suse . . . . .	297
Preis Hille. Von Erich Mühsam . . . . .	298
Blatthygiene. Von Ottomar Hofmann . . . . .	301
Reichsversicherungsmonopol. Von Laden . . . . .	305

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908.

Die Hypotheken-Abteilung des  
**Bankhauses Carl Neuburger,**

Kommanditgesellschaft auf Aktien

**Kapital: 5 Millionen Mark.**

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Verleihung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

888 303  
 1914

Inveret-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

**SCHWARZBURG**

Beste Pension \* \* \*

Großstädtischer Kom

Tennis, Schwimmbad \*

Bürgerliche Preise \* \*

**Weisser Hirsch**

**Hamburg. Hotel Esplanade**

Appartements und Zimmer mit Bad.

Carlton-Ritz Restaurant.

**Neues Schauspielhaus**

Neulendorfplatz

**Grand Hotel Excelsior**

Anhalter Bahnhof

**Erstklassige Wein- u. Bierrestaurant**

**Hamburg.**

**HAMBURGER HOTEL**

Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Altstadt.

Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.

Feine Französische Küche

Neue Direktion.

Gänzlich renoviert

Alle Waffen sind

staatlich geprüft!



Reinig Z  
 umsonst u. portofrei.

Doppelhinten, Kal. 16 v. 22,25 M., Garblichbleis 15,- M., Drillinge, Kal. 12, 91,- M., Scheibbleis, 34,50 M., Garblichbleis 4,81 M., Luftgewehre 3,75 M., Revolver 3,20 M., Pistolen 1,20 M. anzu den feinsten Ausführungen.

Deutsche Waffenfabrik Georg Knauff  
 Berlin SW 48, Friedrichstrasse 240-241

**„MORGEN“**

WOCHENSCHRIFT FÜR  
 DEUTSCHE KULTUR

begr. v. RICHARD STRAUSS/  
 GEORG BRANDES/RICH.  
 MÜLLER unter Mitwirkung von  
 HUGO v. HOFMANNSTHAL

VERLAG: BERLIN W 9.  
 Potsdamerstrasse 4

Heft 50 Pf. Quartal 6 M.

Inhalt von Heft No. 33 (v. 13./8. 08)

Gottardo Segantini: Giovanni Segantini's religiöses Empfinden und in der Kunst.

Frhr. v. Dungern: Die unmögliche Türkei

O. J. Bierbaum: Yankeeoodle-Fahrt

General v. Bredow: Zeppelin V.

Bruno Buchwald: Englands Freihand

PROBENUMMER KOSTENLOS.



Berlin, den 22. August 1908.

## Orientalia.

Vor zehn Jahren, fünfundzwanzig Tage nach Bismarcks Tod, rief, auf Bittes Rath und unter anglo-skandinavischer Zustimmung, Nikolai Alexandrowitsch die Menschheit zu friedlichem Thun; lud zu einem Kongreß, der die Möglichkeit suchen sollte, in den Militärstaaten das Maß der Rüstungen zu mindern. „Das System der ins Riesengroße wachsenden Rüstungen ist eine Hauptursache der Wirtschaftskrisen. Diese Kriegsstoffansammlung birgt eine stete Gefahr und macht das Heer unserer Tage zu einer Last, deren Druck die Völker kaum noch zu ertragen vermögen. Hunderte von Millionen werden verbraucht, um furchtbare Zerstörungsmaschinen zu schaffen, in denen man heute die höchste Leistung wissenschaftlichen Könnens sieht und denen schon morgen eine neue Erfindung der Technik jeden Werth nimmt. Wenn dieser verhängnißvolle Zustand fortwährt, muß gerade er die Katastrophe herbeiführen, die wir Alle vermeiden möchten und deren bloße Vorstellung die Menschheit erschauern läßt.“ Das Manifest klang, als verkünde es die Thronbesteigung einer dem Europäerinn der Regierenden bisher fremd gebliebenen Weltanschauung; klang wie die ins Slavische übertragene Rede, in der, ungefähr an dem selben Augusttag, der Sozialdemokrat Baillant die Abrüstung gefordert hatte. Im Palais Bourbon war der Schwärmer von der Mehrheit ausgelacht worden. Nun sprach der Selbstherrscher aller Reussen, der Papst-Kaiser der nation all èst amo. Kein Lächeln war da erlaubt; nur die Frage, ob der junge Herr, dessen Verhöhnlichkeit in Nebel und Weihrauch kaum noch zu ahnen war, unsicher tastend in finsterner Wirtsal einher-taumele oder ob ihm, wie dem dunklen Epheyr, den Nietzsche den königlichen Einsiedler des Geistes nannte, ein kontuitiver Gott die Fabe verlieh, die Har-

monie zu schauen, die dem Alttagömenchenblick ewig unsichtbar bleiben muß. Auch bei dieser Frage hielt Europa sich nicht lange auf; ein anderer Gegenstand heischte Beachtung. Der Deutsche Kaiser rüstete zur Fahrt ins Heilige Land. Bismarck hatte den Plan, dessen Ausführung ihn gefährlich dünkte, in den Tagen letzter Klarheit noch getadelt. Was nicht von Allem, das nach seinem Abschied in Berlin unternommen ward? Der hielt uns in seinem Grewenwahn ja für saturirt; war eben zu alt geworden, um an die für Aeonen unzerstörbare Weltherrschaft der Germanen noch mit der nöthigen Inbrunst glauben zu können. So sprach Mancher, mit von Ehrfurcht gemilderter Ironie; und erinnerte an die Reise, die Wilhelms Vater einst nach Athen und Konstantinopel, Jerusalem und Damaskus, Suez und Kairo gemacht hatte, als Smail Pascha zu den Prunkfesten der Kanaleröffnung rief. Damals schrieb der getreue Gustav Freitag: „Die Bedeutung der Reise und ihre Erfolge sind in dem Besuch der mohammedanischen Welt durch den künftigen Schirmherrn der protestantischen Kirche und des Norddeutschen Bundes zu suchen. Damit er die neue Macht würdig darstelle, war ihm ein ganzes Geschwader beigegeben; zum ersten Mal seit fünfhundert Jahren, seit der Blüthezeit der Hansefahrer, sah das Morgenland eine deutsche Flotte. Es waren nicht viele Schiffe: drei Korvetten und einige Kanonenboote; aber diese Schiffe fielen in den Häfen des Orients durch Bau, Ausrüstung und Bemannung vortheilhaft auf. Zu den Eigenthümlichkeiten der Orientalen gehört aber, daß sie eine Machtentfaltung sehen und im Guten oder Bösen fühlen müssen, um daran zu glauben. Dort gilt die Persönlichkeit Alles, moderner Vertrag und Gesetzparagraphen wenig, der malerische, dramatische Eindruck der Stunde wirkt lange nach; nur was gefällt oder Furcht einflößt, gewinnt Bedeutung. Der Dämane merkte, daß die neuen schwarzweißrothen Farben, die er überall wehen sah, für sein Land von Wichtigkeit sein könnten. Deutschland hat die Aufgabe, den in der Türkei gewonnenen Einfluß gegen andere Mächte in die Wagischele zu werfen. Hier ist seit der Zeit Friedrichs des Großen Manches verloren worden, was jetzt wiedererlangt werden kann.“ Nach dem böhmischen, vor dem deutsch-französischen Krieg; vor der Gründung des Deutschen Reiches. Jetzt sah es anders aus. „Jerusalem n'entre pas dans ma ligne d'opération“: das Wort Bonapartes, das Moltke schon unklug fand, war nun unverständlicher geworden als noch 1869. Der Orient und seine Christenheit war wieder der Pivot europäischer Politik geworden. Vergebens hatte England sich bemüht, das franko-russische Bündniß zu lockern; es hatte die armenische Krisis überstanden („il n'y a pas de solution possible à la question armé-

nienne“, schrieb Herr Paul Cambon, der die Republik in Konstantinopel vertrat) und dem Zarenreich in Südosteuropa eine Stellung gesichert, wie es seit Nikolais Glanzzeit sie nicht mehr gehabt hatte. Die Frankreichs wurde erst schwächer, als die pariser Parteiwuth den britischen Wünschen zu Hilfe kam und von rechts Graf de Mun, von links Herr Zaurès gegen das Ministerium Méline-Hanotaur den Sturm lauf begann. Rußland heimst alle Vortheile ein; hat sich mit Oesterreich über die Erhaltung des Balkanstatus geeinigt und kann, während der Palaologenadler nach Asien blickt, Europens Völkern die Minderung der Beihlast empfehlen. Zwischen Britanien und Frankreich aber vertieft die Kluft sich von Jahr zu Jahr. Noch ist die egyptische Bunde nicht geschlossen und mancher Franzose hofft, eines Tages die Trikolore am Nil flattern zu sehen; nun kommt in Kaschoda Marchand mit Kitchener in gefährlichen Konflikt und die nie ganz verglimmte Bretonenwuth flammt auf. Jede andere Macht mußte sich in so trüchtiger Zeit zurückhalten; Deutschland Alles vermeiden, was den Zwist der Westmächte in gemeinsamen Haß enden lassen konnte. Dennoch fuhr, just damals, Wilhelm ins Heilige Land.

In seinem Roman „Tancred or the new crusade“ hatte D'Israeli 1847 gesagt: „England braucht Cypern und wird die Insel als Entschädigung nehmen, weil es nicht länger Lust hat, die Geschäfte der Türken umsonst zu besorgen.“ Des jungen Benjamins Prophezeiung hat der alte, der schon Lord Beaconsfield hieß, einunddreißig Jahre danach erfüllt. Und in der selben Zeit mit leiser Hand Deutschland in die Oriendthändel hineingezogen. Um neben Oesterreich-Ungarn noch einen Helfer gegen den russischen Andrang zu haben. Cypern sollte, auf dem Weg nach Indien, eine Britenbastion sein, von der aus Englands Statthalter Kleinasien, Syrien, Armenien überwachen konnte. Das Deutsche Reich sollte sacht genöthigt werden, in Südosteuropa, mochte es auch die Knochen pommerischer Grenadiere kosten, sich gegen Rußland zu engagiren. Dann konnten die Moskowiter den Suezkanal nicht ernstlich bedrohen und England war die Sorge um den Weg nach Indien wieder los. Das alte Spiel: Britanien wollte uns den Russen, Rußland uns (mit besonderem Eifer später noch unter Wittes Geschäftsleitung) den Briten verfeinden. Bismarck kam, nicht ohne Unbequemlichkeit, zwischen den Klippen durch. Konnte aber nicht hindern, daß Deutschlands Interessenbereich sich im Osmanengebiet weiter dehnte. Wilhelm der Zweite mühte sich schon 1889 mehr, als dem alten Kanzler lieb war, um die Freundschaft des Sultans; und glaubte, als er den lästigen Warner verabschiedet hatte, seines Triumphes im Orient sicher zu sein. Auf Salisburys wüthende Reden, die Abd ul Hamid als den Vater alles

Unheils verdächtigen, kamen aus Berlin Antworten, die das souveraine Recht und die unantastbare Würde des Kalifen laut betonten. Wo es konnte, unterstützte der Kaiser den Grohherrn gegen das Konzert der Mächte. Und da das deutsche Heer weit, den Türken nur durch die abgeordneten Lehrmeister bekannt und die deutsche Flotte kaum noch zu fürchten war, wurde das junge Reich am Bosporus freundlicher beurtheilt als irgendeine andere Großmacht. In der Armenierkrisis hielt es heimlich zu der Politik des Hildizpalastes; forderte nie ungestüm Reformen und zeigte sich, wenns, der Humanität und Christlichkeit wegen, einmal mitmachen mußte, so lau, daß Jeder merkte, nach welcher Seite des Herzens Drangtrieb. England wühlt in Armenien und zündet in allen Balkanwinkeln Feuerchen an; Rußland und Oesterreich sind allzu gut bewaffnete Nachbarn; Frankreich denkt an sein Protektorat und möchte sich, seit es Rußland verbündet ist, im Orient am Liebsten noch neue Rechte anmaßen. Deutschland ist der uneigennützigste Freund der Türkei; will nur Handel treiben, seiner Industrie Bestellungen verschaffen und ein paar Eisenbahnkonjessionen erwerben. Das darf der stolze Osman ruhig gewähren. Ohne jedes Bedenken. Freilich: hatte der Verkehr mit Britanien nicht eben so harmlos angefangen? Als Elisabeth das Ansehen des Inselreiches dadurch geschmälert fand, daß seine Schiffe in den Osmanenhäfen die französische Flagge zeigten, schickte sie einen Kaufmann nach Konstantinopel, der von Murad dem Dritten für England unbeschränkte Handelsfreiheit und das Recht auf die eigene Flagge erwirken sollte. Herrn von Hermigny, dem Gesandten des Königs von Frankreich, behagte diese Mission des Citymannes natürlich nicht. „Je luy r. monst'ray que l'auctorité de vostre bannière luy devoit suffire pour son traficq, ain-sy que cy-devant tous les Anglois avoient négocié soubz icelle, sans rechercher autres lettres ny faveurs de leur royne.“ So schrieb er an seinen Herrn; und warnte zugleich die Vforte, sich allzu tief mit England einzulassen, daß von ihren und ihrer Feinde Ländern weitab liege und weder Galceren noch andere für einen Levantekrieg geeignete Fahrzeuge habr. Doch konnte er den Erfolg des Briten nicht lange hindern. Zwar brachte er Murad zu einem Brief, der Heinrich dem Dritten versprach, der Sultan werde nur unter französischer Vermittlung mit England verhandeln. Drei Jahre danach aber (der Kaufmann war als erster Botschafter Britaniens nach Konstantinopel zurückgekehrt) wurde dem englischen Handel das selbe Recht zugesagt, das dem französischen verbürgt war. Kein Brite brauchte fortan unter fremder Flagge zu fahren, in Rechts'händeln bei Frankreichs Konsulu im Levantebezirk Schutz zu suchen noch von Heinrichs Gesandten den Paß zu erbit-

ten. Engländer und Türken verkehrten, als Gleichberechtigte, nun direkt mit einander. Der Wunsch Elisabeths (die sich „die stärkste, die niemals besiegte Vorkämpferin des wahren Glaubens gegen die Christi-Namen fälschlich mißbrauchenden Götzendiener“ nannte), das Türkenheer ihrer Sache gegen die katholischen Westmächte zu verbünden, stieß auf Widerstand. Weder für England noch für Frankreich wollte Murad das Schwert ziehen. Den König von Navarra, schrieb Lorenzo Bernardo, der am Goldenen Horn Venedigs Interesse wahrnahm, „behandeln die Türken wie einen kranken Mann, den sie weder tot noch gekräftigt sehen möchten; sie geben ihm so viel zu essen, daß er nicht vor Hunger sterben, aber nicht so viel, daß er im Siechbett erstarken kann.“ (Wie einen kranken Mann! Hundert Jahre danach nannte der Chorherr Bopfel in seinen Liedern den Großtürken so. Schon vorher hatte der kluge Botschafter Sir Thomas Roe das Osmanenreich dem Leib eines Greises verglichen, der sich noch rüstig wähne, doch seinem Ende nah sei. Ancillon, Montesquieu, Voltaire erklärten den hinter der Hohen Pforte hindämmern den Körper für schwerkrank. Und als Russell der Prognose Nikolais widersprochen und gemeint hatte, der kranke Mann am Bosphorus könne noch hundert Jahre leben, sagte, im Februar 1853, der Zar zu Seymour: „Er liegt *ja' moim imi steret!*“ In oem seiwelt Wejsprach, in oem er oft Bretten wgyptien und Kreta anbot, für sich selbst die Schutzherrschaft über Serbien, Bulgarien und die Donaufürstenthümer in Anspruch nahm und sich verpflichtete, nur als Depositär Europas in Konstantinopel einzuziehen. So ändert mit der Zeit sich das Werthmaß.) Auch England wurde damals mit Versprechungen gestopft. Den Handelsvertrag hatte es; konnte bald, als erste protestantische Macht, die mit der Pforte in Verkehr getreten war, die evangelischen Orientchristen unter seinen Sonderschutz nehmen; und 1623 überstrahlte Sir Thomas Roe, als Vermittler des Friedens mit Polen, am Sultanshof alle Kollegen. Für sich selbst aber vermochte England zunächst nichts zu erreichen; schien, seit Elisabeths Bündnißplan gescheitert war, auch nichts mehr zu begehren. Ein Vierteljahrtausend verstrich; wieder sah eine Frau auf dem Angelnthron. Als Triumphator kam Beaconsfield vom Berliner Kongress. In Dover empfängt ihn ein Blumengruß seiner Königin, regnet es Blumen auf seinen Weg; Tausende drängen sich nach der Ehre, die Hand des duke of Cyprus drücken zu dürfen. Zwei Tage danach jauchzt die Mehrheit des Oberhauses dem einst verhöhnten Juden zu. „Wir haben dem Sultan dreißigtausend Quadratmeilen wiedergegeben. Oesterreich hat sich bereit erklärt, Bosnien zu besetzen. Dazu habe ich eifrig gerathen; um die Türkei zu schützen, nicht, wie

man gesagt hat, um ihre Theilung vorzubereiten. Der Sultan hat, wie andere Monarchen, Schlachten und Provinzen verloren; noch aber umfaßt sein europäisches Machtgebiet sechs tausend Quadratmeilen, in denen sechs Millionen Menschen wohnen. Von einer Theilung sollte man da nicht reden. Auf die überlieferten Gefühlsinteressen Frankreichs, dem wir uns von Tag zu Tag näher empfinden, haben wir alle erdenkliche Rücksicht genommen und deshalb weder nach Egypten noch nach Syrien die Hand ausgestreckt. Daß wir Cypern genommen haben, kann bei unseren französischen Freunden nicht Eifersucht erregen. Nicht um eine Mittelmeerfrage handelt sich da, sondern um die Sache Englands, das Frieden und Civilisation, nicht Waffentlärm, nach Osten tragen will. Den Russen aber, die das Erworbene behalten mögen, mußten wir zurufen: Bis hierher und nicht weiter! Asien hat für uns Beide Raum und Asien wegen braucht das Gespenst eines anglo-russischen Krieges die Welt nicht länger zu ängstigen. Vor keiner Kriegsmöglichkeit haben wir zu zittern. Wir sind stark; und wichtiger noch als unsere Wehrmacht ist die Gewißheit, daß die Völker des Ostens in zuversichtlichem Vertrauen auf unser Land blicken, weil sie erkannt haben, daß in ihm Freiheit, Wahrheit, Gerechtigkeit herrscht.“ Vorher hatte Salisbury, der sich im Kreis der Peers gern gehen ließ, gesagt, der Hauptertrag des Berliner Kongresses sei die Sicherheit, daß Rußland niemals in der Stadt Konstantins als Herr haufen werde. Diese Reden wurden vor dreißig Jahren gehalten. Ehe im Unterhaus die Debatte beginnt, erfährt das Land, daß der russische General Abramow in Kabul angekommen ist, um Englands Einfluß in Afghanistan zu dämmen; gelingt, dann ist Britannien an der empfindlichsten Stelle bedroht. Der Emir von Afghanistan läßt den Brief unbeantwortet, in dem der Vicelönig von Indien für eine britische Sondergesandtschaft sicheres Geleit und würdigen Empfang erbittet. Am fünfzehnten Augusttag werden die aus Indien nach Europa einberufenen Truppen in ihre Garnisonen zurückgeschickt. Am sechzehnten kann Victoria in der Thronrede, mit der sie die Parlamentssession schließt, auf zwei Profitposten hinweisen: auf die Erwerbung Cyperns und auf das über Kleinasien, Syrien und Mesopotamien den Briten zugestandene Protektorat. Um gegen russische Angriffe geschützt zu sein, hat der Khalif sich zu solchem Opfer entschlossen. Das hatte Murad der Dritte nicht geträumt.

Konnte Abd ul Hamid nicht mit Deutschland die selbe Erfahrung machen? Vielleicht fing es auch da ganz harmlos mit dem Handel an, langte dann in den Bereich der Religion (die im Orient von der Politik nicht zu trennen ist) und kam schließlich zu lästigen Ingerenzversuchen. Daß der blonde Kaiser

den Islam in eine Bundesgenossenschaft gegen Großbritannien locken wolle, schien den Schlaufköpfen in Wildiz seit seinem ersten Besuch gewiß. So weit, dachten sie, brauchen wir ihm bei schlechtem Wetter ja nicht zu folgen; einstweilen ist er unser stärkster Trumpf. Nimmt sogar wider den Griechenkönig, den Schwiegervater seiner Schwester, für uns Partei. Wer von allen Seiten so arg bedrängt wird wie der Sultan, muß aus Nächste denken und zufrieden sein, wenn er für eines Mondes Dauer geborgen ist. Jetzt ist Deutschland nützlich: jetzt hat es Anspruch auf Lohn. Die Gleisstrecke Haibar-Bascha-Smid-Angora ist der Deutschen Bank schon bewilligt; die Konzessionen für die Strecken Angora-Kaisarie und Eski-Schehr-Konia folgen. Aufträge. Offene und heimliche Begünstigung. Klugheit empfiehlt, den Gewinn still einzustreichen und nicht durch ein Spektakel in der Nachbarschaft neidische Aufmerksamkeit zu bewirken. Doch dem frommen Kaiserpaar liegt an der Reise ins Heilige Land; und der Sultan muß dafür sorgen, daß ihr der Glanz nicht fehle.

Zwanzig Jahre nach dem Berliner Kongreß; zehn nach dem Tode Wilhelms und Friedrichs. Rußland hat zum Friedenskongreß gerufen. In London sagt Salisbury, der Paschoda Streit sei zwar beigelegt, doch dürfe die Welt nicht vergessen, daß seit Kitcheners Sieg bei Omdurman Englands Stellung am Nil anders ist, als sie vorher war; in Wakefield empfiehlt Chamberlain ein anglo-deutsches Abkommen, das keinen der beiden Partner verpflichtet, dem andern die Kastanien aus dem Feuer zu holen, und nur genau so weit reicht wie die Interessengemeinschaft. Frankreich hat mit Dreyfus und Picquart, mit Henry und Esterhazy zu thun; während der Zorn gegen England leis nachgrollt, fängt Delcassé, der im Ministerium Briffon noch gegen den bedingungslosen Verzicht auf Paschoda gewesen war, als Dupuys Kollege an, mit Englands Botschafter Monson die franko-britische Verständigung vorzubereiten. Im Vatikan verspricht Leo französischen Pilgern, das Patronatsrecht der Republik im Orient zu wahren. In Konstantinopel sagt Wilhelm: „Zwei große Völker verschiedener Abstammung und verschiedenen Glaubens können recht gute Freunde werden.“ In Haifa verheißt er den deutschen Katholiken seinen Schutz. In Bethlehem mahnt er: „Die evangelische Kirche muß hier im Orient ganz fest geschlossen auftreten. Sonst können wir nichts machen. Das Deutsche Reich hat in der Türkei ein Ansehen gewonnen, wie es noch nie gewesen ist. Unsere Aufgabe ist nun, zu zeigen, was die christliche Religion eigentlich ist und daß wir einfach verpflichtet sind, auch den Mohammedanern christliche Liebe entgegenzubringen.“ In Jerusalem spricht er von dem „schwarzweißen Schild, den ich ausgereckt habe“. In Damaskus kränzt er das Grab Saladins

des Großen und ruft: „Möge der Sultan und mögen die dreihundert Millionen Mohammedaner, die, auf der Erde zerstreut lebend, in ihm ihren Kalifen verehren, versichert sein, daß zu allen Zeiten der Deutsche Kaiser ihr Freund sein wird.“ Noch bevor er heimgekehrt ist, meldet die Pforte dem Papst, das Deutsche Reich habe im Orient den Schuß der deutschen Katholiken übernommen. In mancher deutschen Zeitung wird die Reise als ein Triumphzug geschildert, den die bisher in Südosteuropa Privilegirten knirschend gesehen haben. Nach dem „Einzug“ durchs Brandenburger Thor hält der Kaiser eine Rede, aus der das Ausland sich nur den Satz merkt: „Ich hoffe, daß meine Reise dazu beigetragen hat, der deutschen Energie und Thakraft neue Absatzgebiete zu eröffnen, und daß es mir gelungen ist, die Beziehungen zwischen unseren beiden Völkern, dem türkischen und dem deutschen, zu befestigen.“ Ein ungewöhnlicher Aufwand von Artigkeit für einen Sultan, der in Armenien gestern so viele Christen meheln ließ. Alles nur des Handels wegen? Herr von Bülow behauptet im Reichstag. „Wir streben in Konstantinopel gar keinen besonderen Einfluß an. Wir haben dort Sympathie gefunden, weil die Türken wissen, daß wir für die Integrität ihres Reiches eintreten und meinen, auch ihnen gegenüber müsse Völkerecht Völkerrecht bleiben. Wir wollen nur unsere Handelsbeziehungen weiter ausbauen.“ Zwei Tage vorher war in Paris der Friedensvertrag unterzeichnet worden, der den Amerikanern Kuba, Porto Riko, die Philippinen und die Ladronengab und das Königreich Spanien aus der Reihe der Kolonialmächte drängte. Dennoch fand die Rede des deutschen Staatssekretärs Gehör. Auch Glauben? Im März die Annahme des Flottengesetzes; im April die Gründung des Flottenvereines; im November die Orientreise. Wird das Verhältniß zum Islam wirklich nur *sub specie pecuniae* gesehen? England zweifelt. Daß der deutsche Handel in Kleinasien vordrang und die wirtschaftliche Macht der Anatolischen Eisenbahn zunahm, war kaum beachtet worden. Erst das Geräusch der Kaiserreise lenkte die Blicke auf diese Entwicklung. Das Projekt der Bagdadbahn tauchte aus dem Dunkel und Wilhelm setzte sein persönliches Ansehen beim Sultan für die Durchführung ein. Für den Bau einer Bahn, die den trocknen Weg nach Indien sichern soll. Dazu die laute Agitation für die Flotte. Die laue Aufnahme, die Chamberlains Angebot einer Entente fand. Die Expansion nach Ostasien. Weltpolitik. Dreizaß in unsere Faust. Keine Entscheidung ohne den Deutschen Kaiser. Hohenzollern-Weltherrschaft. Und die Depesche an Krüger ist noch nicht vergessen. Zweifelt England? Nicht mehr. Im Lebenscentrum fühlt sich, zu Land und zu Wasser, von dem Reich bedroht, das in Nordamerika und in Südosteuropa

Bundesgenossen sucht und Rußland nach Ostasien drängt. Da darf selbst der Löwe nicht länger einsam bleiben. Delcassé steht dicht am Ziel seiner Wünsche.

Deutschlands Levantehandel ist rasch gewachsen. Im Jahr 1900 hat es für vierunddreißig, im Jahr 1904 für fünfundsiebenzig Millionen Mark Waaren in die Türkei eingeführt. Im Tonnenverkehr stand es 1906 noch an der achten Stelle (mit 3,5 Prozent des Seehandels, von dem 28,8 Prozent britischen Schiffen zustelen); aber auch hier war die Zunahme über alles Erwarten schnell gekommen. Eisenbahnkonzessionen, Dampferlinien, Bankfilialen, Geschüßlieferungsmonopol, Aufträge aller Art: mit solchem Lohn hat der Sultan nicht geknausert. Er glaubte, des Kaisers, der Kaiser, des Khalifen sicher zu sein. Deutsche haben das Türkenbeer europäische Kriegskunst gelehrt und liefern ihm die moderne Waffe. Auf deutsche Hilfe kann Abd ul Hamid stets rechnen, wenn er sich gegen die Reformwuth der modernen Großmächte sträuben will. Und an Schmeichelei und Geschenken ist kein Mangel. So hattens dreihundert Jahre vorher die Engländer gemacht. Um nicht durch Stolz zu verletzten, mit Bewußtsein sich auf die Stufe der Türken gestellt; und damit erreicht, daß ein weiser Großwesir spottend von ihnen sagte: „Die brauchten, um für echte Musulmanen zu gelten, nur noch miterhobener Hand die Glaubensformel herzubeten.“ Sie haben die falsche Methode bald aufgegeben. Schon Bernardo hatte davor gewarnt. „Von der Pforte“, schrieb er, „ist nur mit stolzer Würde Etwas zu erlangen; wer sich erniedert, gilt als Feigling. Manche Leute meinen, die gute Stimmung der Türken könne man sich nur durch Geschenke sichern. Ich bin anderer Meinung. Wenn wir viel schenken, hält der Türke uns für schwach, vereinsamt und furchtsam und bekommt leicht Lust, uns zu schaden. Geschenke sind in Konstantinopel zu verwenden wie Arznei im Krankenzimmer: die richtige Dosis mag in der richtigen Minute helfen, die falsche, nicht zur rechten Zeit gereichte bringt den Leidenden in Lebensgefahr.“ Die besondere Wesensart des Orientalen ist von unserer Diplomatie nicht immer mit der gebührenden Sorgfalt erwogen worden. Nur an den Sultan hat sie gedacht; auf dessen Dankbarkeit zuversichtlich gerechnet. Bis ins Marokkajahr vielleicht nicht ohne Grund. Auch Herrn Abd ul Aziz war, von des Kaisers Lippe, das souveraine Herrscherrecht und die Unantastbarkeit seines Reiches verbürgt worden. Die Westmächte hatten dann doch ihren Willen durchgesetzt. Was dem Sultan des Westens geschehen war, konnte der Sultan des Ostens in der Stunde der Noth erleben. Hat er's nicht, noch ehe die Algesiradakte in London ratifizirt war, am eigenen Leib erlebt? Am fünfzehnten Februar 1906 ließ er die Dase von Taba besetzen. Wollte versuchen, die Sinaihalbinsel von dem un-

rettbar an England verlorenen Ägypten abzutrennen und die Osmanenherrschaft bis an den Suezkanal zu dehnen. Zwar hatte seine Gnade dem Khedive Abbas-Hilmi die Verwaltung der Sinaihalbinsel zugesprochen; dieses Geschenk konnte der Großherr aber, sobald es ihm paßte, zurücknehmen. Und bei dieser Gelegenheit daran erinnern, daß Ägypten auch nach dem franko-britischen Abkommen vom achten April 1904 noch eine Provinz der Türkei ist. Also nicht unrettbar verloren? Nein, sagte selbst Lansdowne; und wiederholte Salisbury's Wort von Englands „vorübergehendem Ausnahmerecht“ auf Ägypten. Nein, sagte Grey, „La convention du 8 avril 1904 n'y a rien changé. La France s'est interdit une initiative, et c'est tout. Mais l'Angleterre, pas plus aujourd'hui qu'hier, n'est ni souveraine de l'Égypte, ni protectrice, ni investie d'une délégation du Sultan. Les traités de 1856 et de 1878 sont toujours en vigueur. L'Europe peut évoquer la question et réclamer une solution conforme au droit.“ Wer kann in Europa zu solcher Fragestellung Lust spüren? Deutschland, versteht sich; das, nach dem in Tanger mißglückten Versuch, noch einmal beweisen will, wie unwirksam der laut gepriesene accord der Westmächte geblieben ist. Marokko entgleitet den Franzosen und von Ägypten schneidet der Khaliß ab, was ihm eben beliebt. Deshalb wurde das Türkenbataillon nach Taba geheßt. Deshalb fordert die anglo-ägyptische Regierung, die in der Sphäre des Suezkanals nicht mit sich spaßen läßt, den Sultan in einer Drohnote aber auch auf, die Truppen zurückzuziehen und dafür zu sorgen, daß nach zehn Tagen die Halbinsel geräumt sei. Während Eduards Botschafter das Ultimatum überreicht, steuert der Admiral Lord Charles Beresford von Malta nach Athen, das Panzergeschwader des Atlantischen Ozeans wird nach Gibraltar gerufen und im Archipel erscheint eine Kreuzerdivision. Abd ul Hamid, der auf Hilfe gehofft hat, schießt sich allein und entschließt sich am letzten Tag der Frist zur Räumung der Halbinsel. Das genügt dem Foreign Office noch nicht. Die Pforte muß die Grenzlinie El-Rifa-Alaba anerkennen und damit besiegeln, daß der Sinai zum Machtbereich des Khedives gehört. Sie muß: denn sie findet keinen Helfer. Frankreich ist durch den Aprilvertrag verpflichtet, dem neuen Freund beizustehen; und der Botschafter der Republik mahnt den Sultan dringend zur Nachgiebigkeit. Das thut, zu Aller Erstaunen, auch der Russe Sinowjew; zum ersten Mal stehen Rußland und Britanien in einem Orientkonflikt wieder auf der selben Seite. Und Deutschland erklärt, mit unkluger Hast, es sei an der Frage, um die sich in Taba und Alaba handle, nicht interessiert und könne nur wünschen, daß sie in friedlichem Sinn beantwortet werde. Was blieb dem Sultan da noch? Er mußte nachgeben. Hat's dem schwachen Freund aber nicht vergessen.

Konnte es nicht vergessen. Einstweilen war's ja der letzte Versuch, mit ungebrochener Großherrnmacht sich zu halten. Das wurde möglich, wenn er die Araber gewann und das in Europa geminderte Ansehen durch Asiatenzuwachs mehrte. Der erste Anlauf hatte nicht ans Ziel geführt. Dreißig Bataillone waren im Sommer 1904 von dem Emir von Nedjed geschlagen worden, der sich dem Sultan von Koweit verbündet und als Häuptling der streitbarsten Araberstämme gegen die Türkenherrschaft erhoben hatte. Im Yemen ging bald danach ein stattliches Türkenheer zum Feind über; die Syrer wollten nicht für den Mann im Hildiz fechten. Zwei Enttäuschungen im Zeitraum eines Jahres. Flog von Arabiens Rebellenherd ein Funke nach Palästina, Syrien, Mesopotamien hinüber, dann schrumpfte der Halbmond auch am Bosporus. Schon ist ein arabischer Nationalverein entstanden, der die Kulturvölker anfleht, die geknechteten Stämme aus der Türkenherrschaft zu befreien. Schon wird dem Padischah der Khalifentitel bestritten. Darf ein Türke sich so nennen? Konnte Selim, weil er in Kairo thronte, die höchste geistliche Würde den Sultanen von Konstantinopel vererben? Jeder Enkel Mohammeds, jeder von den Gläubigen in Mekka verehrte Sherif hat höheres Recht auf den in Jahrhunderten geheiligten Titel. Und der Sultan, der nicht mehr Khalif heißen dürfte, wäre verloren. Deshalb sucht Abd ul Hamid sich die Heiligen Städte Mekka und Medina zu sichern. Deshalb hat er für den Bau der Hedjazbahn so beträchtliche Opfer gebracht. Sie soll seine Truppen schnell in die Herzkammer Arabiens befördern, wenn das Blut sich dort je wieder erhitzt und Fieberträume die Möglichkeit eines freien Araberreiches vorgaukeln. Der Schienenstrang heißt „Die Heilige Bahn“ und muß fremder Kontrolle, insbesondere anglo-egyptischer, entzogen bleiben. Drum wurden am Golf des Rothen Meeres Taba und Akaba besetzt. Der letzte Versuch war's. Doch auch England weiß längst, was der Besitz Arabiens heute werth ist. In Koweit und in Taba hat es bewiesen, daß es das fast noch unerschlossene Land zwischen dem Rothen Meer und dem Persischen Busen um keinen Preis einem Anderen lassen will. England braucht die ungehinderte Herrschaft über beide Wege nach Indien. Der über Suez und Aden führende Wasserweg genügt ihm nicht; auch den durch Kleinasien und Mesopotamien gelegten Strang muß es kontrolliren. Dürfte also weder in Koweit noch in Taba nachgeben. Und in beiden Nothfällen hat Deutschland dem Sultan die erhoffte Hilfe versagt. Der Nimbus des deutschen Namens ist nach kurzem Glanz erblichen. Das war vorauszusehen. Die Wünsche, die unter dem Halbmond gereift waren, konnte kein Deutscher Kaiser erfüllen; und mit Worten läßt der Türke sich noch weniger abspewen als der Europäer.

Als Kiamil Pascha, der Großwesir, neulich fragte, was die deutsche Freundschaft dem Osmanenreich an Gewinn und internationaler Geltung eingebracht habe, hörte er ringsum, von Alten und Jungen, die Antwort: Nichts.

Der Koran lehrt, daß Freiheit und Einheit das Glück eines Volkes stifte, Tyrannei ihm das Mark dörre. Auch zu diesem Theil der Prophetenlehre hat Abd ul Hamid sich nun bekehrt. Nur eine nationale Bewegung konnte ihm das Leben fristen; nur in einem entfetteten Volk konnte sie wirken und ihre Stoßkraft nach außen richten. Alle von Europäern bedrängten Stämme haben auf Japans Sieg und Machtzuwachs wie auf ein verheißendes Wunder geschaut. Wie wurde es möglich? Nach der hastigen Modernisirung des Reiches, in dem der Nationalstolz jäh zu Feuergarben aufloste. Unnachahmlich? Wer weiß? Was der Tenno und Mikado konnte, vermag auch der Sultan und Khalif. Wenn er das Heer für sich hat. Das war nur zu haben, wenn man ihm endlich wieder ein großes Ziel zeigte, es aus unwürdigem Spionendienst entlich und den zu anständiger Lebenshaltung nöthigen Sold gab. Wurde der Leib der Türkei noch weiter zerfetzt, dann winkte im Hildiz dem Mann mit dem starken Hirn und dem schwachen Herzen von keinem Minaret Rettung. Makedonien war nicht die Hauptsache; war wieder nur Vorwand. Großbritannien will die Verbindung zwischen Egypten-Sudan und Indien vor jeder Gefährdung bewahren. Schnell; denn die Gunst der Stunde kehrt so bald wohl, kehrt vielleicht niemals zurück. Frankreich ist im accord von 1904 abgefunden und hat sich verpflichtet, à prêter à l'Angleterre l'appui de sa diplomatie pour l'exécution des clauses relatives à l'Égypte. Noch ist das Niland türkische Provinz; aber Herr von Freycinet selbst, der diese Thatfache seinen Landsleuten ins Gedächtniß ruft, fügt den Satz hinzu: „Im Besitz einer unüberwindlichen Flotte und der ägyptischen Machtstellung kann England, sobald es ihm beliebt, die Hand auf Kleinasien, Syrien, das Euphratgebiet legen, also über die Türkei und über alle Landwege zwischen Konstantinopel und dem Persischen Golf herrschen; dann wären Bagdadbahn und Suezkanal einem Willen unterthan.“ Die Bagdadbahn braucht der Britenkönig gar nicht mehr; wenn das Gleisstück zwischen Kuchka (Afghanistan) und New Chaman (Beludschistan) fertig ist, kann man in einem Wagen von London nach Kalkutta fahren. Auch von Peteröburg und Warschau; über Zekaterinoflaw, Kosto v, Daku, Merw. Darüber ist in Keval geredet worden. Das hat Onkel Eduard, der sich auf den neuen Münzen des Weltreiches mit berechtigtem Stolz jetzt Britanniarum omnium rex nennt, mehr interessiert als der ganze Makedonenkram. England mußte zeigen, daß es mit Frankreich und Rußland einig ist und im

Orient keinen Widerstand zu fürchten hat. Port Sudan war für die Wirthschaft, nicht für die Machtdemonstration entbehrlich; und die ägyptische Staatskasse zahlte ja die für den Hafenausbau nöthigen Summen. Die Bahn Perber-Port Sudan öffnet einen direkten Ausweg ins Rother Meer; für die Einweihung der neuen Strecke (die der Sudanexport einstweilen nicht überlasten wird) wählte Lord Cromer den Geburtstag des Deutschen Kaisers (natürlich nur, um dem Reffen des Dnkels eine Freude zu machen). Weil die Türken früh einsehen sollten, daß aus der Sinaihalbinsel nur Dornen und spitze Steine zu holen seien, wurde der Akaba Streit zur Staatsaktion aufgetrieben. Die Hedjazbahn ist un bequem und fürs Erste nicht zu hindern. Doch können Quarantainepflicht und andere Schikanen den Pilgern das Reisen erschweren. Soldaten ließe man gewiß nicht in eine gefährliche Zone. Schon sind Offiziere des anglo-indischen Heeres nach Südarabien abkommandirt; „zum Studium der arabischen Sprache“: heißt offiziell. Und in der Gegend von Medina haben Beduinen den türkischen Generaldirektor der Heiligen Bahn angegriffen und zum Rückmarsch (mit hundert Toten) gezwungen; von der Mannschaft, die der Sultan dem Marschall Rückwärts dann zur Stärkung sandte, sprangen Viele in den Suezkanal, um nicht gegen die Wüstenjöhne sechten zu müssen. Das Alles hat Sir Edward Grey sicher sehr bedauert. Die Bagdadbahn macht ihm noch weniger Sorge. Das Endstück (Bagdad-Basra) kommt ja doch unter englische Aufsicht, denkt er; und weiß, daß Abd ul Hamid die Erlaubniß zum Weiterbau nur so rasch gab, weil er die Verbindungsbahn nach Aleppo haben wollte. In Buschir am Persergolf hat der Colonel, der für England die Konsulatsgeschäfte führt, seit der Verständigung mit Rußland gute Tage. Die Türken konnten sich nicht mehr rühren. Waren überall von der Laze des Leun bedroht und hatten nirgends einen Helfer. In dieser Föhniß entschloß Abd ul Hamid sich zur Konstitution.

Unsere Orientbilanz ist schlecht. Zu Haus mag man sie verschleiern: draußen kennt man die Ziffern. Die Hoffnung, den Islam gegen Britanien nützen zu können, hat getrogen (mußte trügen); und allmählich erkennt auch die Kurzsicht, daß wir die Türkei nicht nach ihrem wahren Werth eingeschätzt haben. Wer an schönen Sommertagen in Therapia saß oder mit einem Freibillet im Salonwagen der Anatolischen Bahn durchs Land fuhr, mochte wädhnen, unter dem wechselnden Halbmond könne es immer so bleiben. Eine Regierung fort dauern, deren ganze Kunst nur in der Steuerverpressung sichtsbar wurde, und die Zeit nahn, da der Eisenstrang uns die Schätze Mesopotamiens zuführt, das Keuchen der Lokomotive die Herrlichkeit Bagdads, Babylons zu neuem Leben erweckt. Die Arbeit ganzer Geschlechter wäre an diese Aufgabe zu vergeuden

gewesen. War für so lange Frist auf ein uns zugängliches Osmanenreich zu rechnen? Gar auf eins, das uns Privilegien gewährt hätte wie den Engländern in Egypten? Oben muß man wohl geglaubt haben. Der türkische Bauer ist genügsam und ehrlich, der türkische Arbeiter fleißig und tüchtig. Diese guten Eigenschaften, die auch bei Barbaren zu finden sind, reichen zur Erhaltung eines gefährdeten Staatswesens aber nicht aus. Die Türken sind heute noch Nomaden; die Pflicht, das von den Vätern Ererbte mühsam zu erwerben („um es zu besitzen“), lockt sie nicht; auch die Lust, den Boden, den der Kriegszufall ihnen geschenkt hat, mit ihrem Blut zu düngen, ist nicht so groß, wie mancher Franke im Orientaustausch annimmt. Colmar von der Goltz, der das Osmanenheer reorganisiert hat, meint freilich, es sei noch jezt auf der Höhe moderner Taktik. Selbst ein Mann von solchem Verdienst und Ansehen könnte irren. Er ist der Gott dieses Heeres; wird sein Name genannt, so leuchtet das Auge des Offiziers auf und die Faust umklammert den Säbel mit festerem Griff. Wer so verehrt wird, sieht die Dinge leicht rosiger, als sie sind. Der deutsche Feldherr, für den der Kaiser in Berlin eine neue Armeeinspektion geschaffen hat, war im Frühommer in Konstantinopel (nur um „alte Freunde zu besuchen“, sagt er; wahrscheinlich auch, um die Heulenden Derwische wiederzusehen): und hat von der Währung in der Armee, von ihrem Entschluß zu offener Empörung nichts gemerkt; trotzdem er zwölf Jahre lang ihr Lehrer gewesen war. Ist da nicht auch andere Täuschung denkbar? Minder berühmte Strategen sind mit der Botschaft heimgekehrt, das großherrliche Heer sei noch tiefer korrumpirt als das des Zaren. Mit den von Krupp gelieferten modernen Kanonen wisse Niemand umzugehen; das in der Residenz stehende Corps habe kaum je einen Flintenschuß abgefeuert, habe gar keinen Schießplatz und sei nie zu Manövern eingezogen worden. Wenn die Bulgaren vor rumänischem Angriff sicher wären und loszuschlagen, könnten sie das armjälige adrianopeler Corps überrennen und vor der Hauptstadt stehen, ehe überhaupt eine ernstlich zu fürchtende türkische Truppenmacht zusammengezogen wäre. Welche Ansicht richtig ist, würde nur eine Kraftprobe erweisen. Sicher ist nur, daß der Bulgare den Kampf gegen die Türken nicht scheut und daß die besten Truppen des Sultans gemeutert haben. Ein Heer ohne Kriegsherrn, das zu ekler Spionage gedrillt, zu persönlicher Feigheit und Unwahrhaftigkeit erzogen wird, ein Heer ohne pünktliche Löhnung, das sich auf Kosten der Städter und Landleute durchfressen muß, könnte sich, selbst wenn es aus Helden bestünde, nicht auf der Höhe halten. Ueber die Verwaltung, die Finanzwirtschaft, die grotesken Gräuelpalastklüngel ist kein Wort zu sagen. Hat bei uns Niemand daran gedacht? War man so über-

zeugt von der Lebenskraft und Widerstandsfähigkeit der Türkei, daß man auf diese Grundlage ein politisches System zu bauen wagte?

Das Fundament war morisch und von dem Bau blieben nur Trümmer, die der Feind höhnisch betrachtet. Ein Volk, einen Islam gab es in unserer Rechnung nicht; nur einen Sultan. Der war unser Mann. Den mußten wir unterstützen, wenn er Menschlichkeit und Modernisirung weigerte. Daß Der weich werden und mit dem Aufruhr paktiren könne, hielt Keiner für möglich. Und Keiner hatte die Wucht der jungtürkischen Bewegung ermessen noch den revolutionären Geist des Heeres geahnt. Seit Jahren rühmt ein geschickt hergestellter Reklameapparat die Verdienste des Freiherrn Marschall von Bieberstein. Dieser Botschafter, vernahmen wir immer, kennt die Türkei wie seine Tasche und ist bei den Bettlern so beliebt wie bei den Pascha's. Probatum est. Er hat nichts geahnt. Nicht mehr als seine Kollegen Wolff-Metternich und Arco vor dem mandschurischen Krieg. Und jetzt ist er auf Urlaub. Während der wichtigsten Umwälzung, die das Osmanenreich seit Jahrzehnten erlebt hat. Sir Gerard Lomther, den Grey doch eben erst aus Langer nach Konstantinopel versetzt hatte, ist sofort an den Bosporus geeilt. Herr von Marschall sitzt noch in Baden. Glaubt, als Mann der Alttürkenpartei, offenbar, daß Herr von Kiderlen da unten jetzt mehr nützen könne als Gincv, dessen Kalkul als so grundfalsch erwiesen ward. Irren ist menschlich; darf sich aber nicht gar zu oft wiederholen. Daß die Jungtürken, die uns die Reformfeindschaft nachtragen, so schnell obenauf sein würden, war vielleicht nicht zu erwarten. Daß der Sultan nach den Tagen von Koweit, Algiras, Akaba in dem Deutschen Reich nicht mehr den Hort sehen werde, der ihm die Rettung verbürge, mußte ein Dugendhirn merken. Wer darin geirrt hat, kann durch alle papiernen Künste nicht für ein Diplomatenalent ausgegeben werden.

Macht und Entschlossenheit, sie zu brauchen, war stets der stärkste Magnet. Wenn Gladstone den Türken Humanität predigte, Salisbury den Sultan des Massenmordes beschuldigte, kam aus Petersburg der Trost: Laßt sie nur schimpfen; wir sind auch noch da. In der zweiten Juniwoche waren jetzt Eduard und Nikolai, Hardinge und Szwolfsij im revaler Hafen zusammen. Einträchtiglich: der Besiegte und der Arrangeur der Niederlagen von Mukden und der Tsushimastraße; und seit dem Frieden von Portsmouth waren noch nicht drei Jahre verstrichen. Die Moral der Begegnung? Moral? Nachdem Rußland und Britanien sich in Asien verständigt haben, regeln sie nun ihre europäischen Konten. Nachdem Rußland seine zweite Front, die südostasiatische, aufgegeben hat, versucht es wieder auf der alten Stätte zarischer

Erfolge sein Heil. Diesmal mit Englands freudiger Zustimmung. Die Moral für den Türken: Wenn Bär und Walfisch Dich gemeinsam bedrohen, mußt Du Dich in ein Schlupfloch verkriechen, in das Dir für die nächsten Tage wenigsten Keiner folgen kann. Dahin die Hoffnung, durch die Bewilligung der neuen Bagdadbahnstrecke Deutschland zu einer Anstrengung bestimmen zu können, die noch einmal die drei Kaiserreiche gegen den britischen Plan schneller Liquidation eint. Austro-russischer Balkanbund: Das ließ sich ertragen. Anglo-russischer: Rein. Das bedeutet: die Meerengen für Rußland, Saloniki für Oesterreich; Italien will auch abgefunden sein; und England nimmt, was ihm jetzt schon beliebt. Dazu ein meuterndes Heer, leere Staatskassen, Bulgarien ungeduldig und stärker als je gerüstet. Daß Frankreich die Gelegenheit zur Erwerbung Syriens versäumen würde, ist unwahrscheinlich. Eduard hat die alte Knickermethode (die Britannien so verhaßt gemacht hat), für politischen Dienst nichts zu zahlen, als schlauer Geschäftsmann ja aufgegeben. Noch ist er der Stärkste; und keine Aussicht auf einen Concern, der mit ihm fertig werden könnte. Wenn Abd ul Hamid sich nicht von Lowther die Existenzbedingungen vorschreiben lassen will, muß er sich ins Zoch der Rebellen ducken „Und frei erklär' ich alle meine Knechte.“ Verfassung, Preßfreiheit, Versammlungrecht; die ganze Leier des Westens ertönt. Und alle Großmächte sind gezwungen, ihren Dkang zu zügeln und „in sympathischer Spannung“ (Westminstervaluta) abzuwarten, was am Goldenen Horn werden will.

Macht und die Entschlossenheit, sie muthig zu brauchen, ist der stärkste Magnet. Wir haben in West und Ost zärtlichgegirrt und nirgends Gegenliebe gefunden. Wir haben uns für die Freiheit fremder Völker begeistert und dabei nicht, wie die Briten in solcher Gefühlswallung, Profite eingesäfelt. Mit dem von der Oeffentlichen Meinung vermünshchten „Zarismus“ konnten wir leidlich auskommen; besser jedenfalls als mit einer russischen Demokratie. In Persien ist unser Handel ausgeschaltet, seit der Schah das Parlementspiel gestattet hat. In der Türkei haben wir auf die Karte des Sultans gesetzt und hören nun, daß der neue Herr, der in London und Paris lesen und agitiren gelernt hat, die Freundschaft der Westmächte vorzieht. Während der Pause „sympathischer Spannung“ können wir überlegen. Telegramm an Krüger, Kiautschou, Stapellaufärm, Reise nach Jerusalem, Bagdadbahn, Khalifenkult: Manches konnte vermieden, Manches, ohne Genie, von Männern schlichten Menschenverstandes besser gemacht werden. Das sehen wir in schmerzender Klarheit, wenn die Folge der Ereignisse in reizloser Rüdternheit dargestellt ist.



## Abd ul Hamid.

Europäischen Christen ist es fast unmöglich, eine unparteiische und wahre Geschichte des türkischen Reiches zu schreiben. Alle Versuche deutscher, französischer und englischer Historiker sind gescheitert. Der berühmteste unter ihnen, Hammer von Burgstall, schrieb zehn dicke Bände und sammelte eine erstaunliche Masse von Thatsachen an. Er las und sprach Türkisch und kannte die türkische Literatur besser als sonst ein Europäer. Aber trotz allen Sympathien mit der unverkennbaren Größe der türkischen Nation betrachtete er doch die Ereignisse ihrer Geschichte mit den Augen eines Europäers; er konnte nicht in die Seele des Türken eindringen und verstand sie daher nicht. Ich behaupte, daß bis jetzt keine europäische Literatur eine wirklich gute Geschichte des türkischen Volkes besitzt.

Auch kann kein Europäer (außzunehmen ist vielleicht nur Bamberger) behaupten, daß er im Stande sei, eine glaubwürdige, unparteiische, umfassende, ethische Charakterzüge vom Sultan Abd ul Hamid zu geben. Er ist ein etwas verwickeltes psychologisches Problem. Es wundert mich nicht, daß er in Europa nicht richtig verstanden und daher allgemein falsch beurtheilt wird. Ich bin nicht so eingebildet, zu glauben, daß ich fähig sein werde, ein vollkommenes Bild von ihm zu geben. Ich war nicht lange genug in Konstantinopel, um ihn gründlich studiren zu können. Aber ich habe es versucht. Jedesmal, wenn ich eine Gelegenheit hatte, mit Seiner Majestät zu sprechen, war hinter dem Diplomaten in mir der spionirende Psychologe verborgen, der mit seinem unsichtbaren Seelenkodak unhörbare Aufnahmen machte, wenn ein Geistesblitz Abd ul Hamids Psyche aufdeckte. Ich bin vor den schwachen Punkten seiner Ausrüstung nicht blind; daß er auch starke Seiten hat, müßte aber Jeder zugeben.

So weit ich urtheilen kann, ist Abd ul Hamid keiner von den großen Herrschern. Seit dem Tode des Suleiman el Kanani (im sechzehnten Jahrhundert) haben die Türken keinen wirklich „großen“ Sultan, aber doch einige ansehnliche Männer an ihrer Spitze gehabt. Solch ein Mann war in den ersten vier Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts Mahmud II. Und ich glaube, daß Sultan Abd ul Hamid nur zu sterben braucht, um (selbst von Westeuropa) als ein außerordentlicher Mensch und als ein Herrscher anerkannt zu werden, der vollkommen würdig war, einen dauernden Platz in der ersten Reihe der besten und tüchtigsten Sultane, die die Türken je gehabt, einzunehmen. Ich möchte sogar noch weiter gehen und sagen: Wenn Abd ul Hamid bald sterben sollte (Ustajr Allah!), würde Europa sofort erkennen, daß er nicht nur ein guter Türke, sondern in gewissem Sinn auch ein guter Europäer war. Er würde tief betrauert werden, nicht nur von seinem persönlichen Freunde Kaiser Wilhelm und von der königlichen Junta der Herrscher, zu der er gehörte, sondern selbst von seinen Gegnern in der rationalen Pflanze Großbritanniens.

Jeder gute Türke würde natürlich entsezt sein, zu hören, daß man Abd ul Hamid als Europäer betrachtet; und die meisten Europäer (besonders die Engländer) sind zu stolz, um zuzugeben, daß der Dämane zu ihnen gehören könne. Aber die Weltgeschichte wird nicht nach unseren Wünschen oder Vorurtheilen gemacht; noch viel weniger von uns, selbst nicht von denen unter uns, die Artikel für Monatschriften oder Leitartikel für die Tageszeitungen schreiben. Selbst wenn Gladstones Programm der Vertreibung mit „Sack und Pack“ („bag and baggage“) buchstäblich ausgeführt werden sollte und der letzte Türke von der europäischen Küste nach Kleinasien jöge, selbst dann würde empfunden werden (vielleicht mehr als heute), daß die Türken malgré eux et malgré nous zum System der politischen Faktoren Europas gehören. Und zwar nicht nur in Folge der nieollirenden Einflüsse von Eisenbahn, Telegraph, Fernsprecher, Motormwagen, Elektrizität und der Wissenschaft, die alle zusammen die Erde verkleinern und den Geist der Brüderlichkeit stärken.

Abd ul Hamid ist einer der Söhne des Sultans Abd ul Medjid. Seine Mutter war eine armenische Schönheit, Abd ul Medjid ein wohlwollender, freigiebiger Mann, ansehnlich, aber physisch nicht sehr stark; geistig gehörte er zu den Mittelmäßigen. Als ich Abd ul Hamid zuerst sah und mit ihm sprach, fühlte ich, daß er der Sohn seiner Mutter sei; daß er den größeren Theil seiner Persönlichkeit von ihr geerbt habe. Die Armenier sind bekanntlich sehr scharfsinnig. Allerdings haben sie im Osten einen schlechten Ruf als ein äußerst selbstsüchtiges, gewissenloses Volk. Man sagt, daß die Juden an Verschmühtheit und Arglist im Vergleich zu den Armeniern unschuldige Säuglinge sind. Ich persönlich glaube nicht, daß Dies irgendwas mit der Rasse zu thun hat; wahrscheinlich ist es das Ergebnis der besonderen Umstände, unter denen sie leben. Man gebe ihnen Freiheit, die Verantwortlichkeit eines sich selbst regirenden Volkes und die Möglichkeit einer höheren Kultur: und die Armenier werden sich als eine edle, muthige und höchst intelligente Rasse erweisen.

In Abd ul Hamid ist eine eigenthümliche Bescheidenheit, Schüchternheit und Zartheit, die ganz weiblich sind. Er sieht stets ernst, fast traurig aus, als ob das Bewußtsein seiner großen Verantwortlichkeit ihn niederdrücke. Er lächelt oft ruhig, fast schwermüthig; aber er lacht niemals laut. Er ist ein Mann mit ästhetischen Reizungen. Er liebt Blumen, schöne Frauen, gute Pferde, liebliche Landhäuser; Alles, was schön ist. Er ist ein zärtlicher Vater. Er sorgt dafür, daß das Unterhaltungsbedürfnis der Damen seines Harems durch Genüsse höherer Art, wie Konzerte und Theateraufführungen, befriedigt wird. Er kann seinen Freunden ein ergebenes Freund sein. Der frühere englische Gesandte in Konstantinopel, Sir William White, gewann seine persönliche Freundschaft und bewahrte sie sich bis ans Ende seiner Tage. Dieser kluge Gesandte war nicht immer im Stande, sein Ziel zu erreichen; aber wenn Wil-

liam White mit seinem Freunde Abd ul Hamid sprach, war die Sache jedesmal für Großbritannien gewonnen. Ich weiß, daß der Sultan sehr liebevolle Erinnerungen an Sir William hegt. Die „Erfolge“ der deutschen Diplomatie in Konstantinopel sind thatsächlich nicht die Erfolge der scheinbar höheren Fähigkeit der deutschen Diplomaten; sie sind einfach die Ergebnisse der innigen persönlichen Anhänglichkeit Abd ul Hamids an Kaiser Wilhelm. Er ehrt mit seiner persönlichen Freundschaft den (gewesenen) österreichisch-ungarischen Gesandten Baron Galice und den spanischen Gesandten Grafen Sagrado. Er hatte stets auch den gebildeten armenischen Patriarchen Ormanian gern.

Ich werde niemals vergessen, mit welchem Pathos er mir bei einer Gelegenheit von dem Bedürfnis seines Herzens sprach, einen Freund bei sich zu haben, zu dem er als Freund sprechen und auf den er rückhaltlos vertrauen könne. Eines Tages, im September 1900, ließ er mich bitten, sofort zu ihm zu kommen. Er empfing mich sehr gnädig; aber ich fand, daß er schwermüthiger als sonst aussehe. Er habe, sprach er, gehört, daß König Milan elend und mit gebrochenem Herzen in Wien lebe, und ihn eingeladen, nach Konstantinopel zu kommen, wo er ihm einen der „christlichen“ Paläste am Bosporus zur Verfügung stellen wolle. „Da ich weiß, daß König Milan Sie gern hat und Ihnen vertraut“, sagte der Sultan zu mir, „habe ich Sie gerufen, um Sie persönlich zu bitten, durch einen Brief meine Einladung zu unterstützen. Schreiben Sie ihm, daß ich mich sehr glücklich fühlen würde, ihn in meiner Nähe zu haben. Er weiß, daß er meine Sympathie hat und daß seine Freundschaft mir werthvoll ist. Berichten Sie ihm, daß ich, Gott sei Dank, viele gute und treue Diener habe, daß ich mich aber trotzdem oft ganz einsam fühle und mich von ganzem Herzen danach sehne, einen Mann hier zu haben, dem ich als einem ehrlichen und aufrichtigen Freund anvertrauen könnte, was ich auf dem Herzen habe, mit dem ich ungehindert Gedanken austauschen, von dem ich Rathschläge annehmen und mit dem ich Freude und Kummer theilen könnte. Ich fühle im Innersten, daß ich in Milan einen solchen Freund finden würde. Bitten Sie ihn, zu kommen, damit wir als Freunde einander helfen können, die schwere Bürde unseres Geschickes zu tragen.“ Ein Klang von Traurigkeit und Ernst war in seinen Worten und in seinem Benehmen. Ich fühlte, daß er aus tiefer Ueberzeugung und in völliger Aufrichtigkeit spreche.

Da ich hier von Abd ul Hamids freundlichem Gefühl für König Milan spreche, kann ich auch einen Zwischenfall erwähnen, der sehr charakteristisch ist für des Sultans seine Diplomatie und für das völlige Fehlen von Nachsicht in seinem Charakter. Die Geschichte ist mir von Milan selbst erzählt worden.

Auf der Reise nach Jerusalem (nach seiner Abdankung) kam Milan nach Konstantinopel und mußte natürlich in den Yıldiz Kiosk gehen, um den Sultan zu besuchen. „Da ich mich“, erzählte er mir, „als Vassall zweimal gegen meinen

Sugereim erhoben und durch unseren Krieg wider den Sultan den russisch-türkischen, der so unheilvoll für die Türken gewesen ist, veranlaßt habe, fühlte ich, daß ich wirklich kein Recht hatte, von Abd ul Hamid einen glänzenden oder gar einen sehr herzlichen Empfang zu erwarten. Außerdem war ich nicht mehr regierender Herrscher, sondern nur ein armer Erlkönig, der als bescheidener Wallfahrer nach den Heiligen Stätten pilgerte. All Das machte mich bedenklich wegen des Empfanges, den ich beim Sultan finden würde. Doch welche angenehme Ueberraschung wurde mir! Als ich in Yildiz ankam, wartete der Sultan schon in der Vorhalle, umgeben von allen seinen Großwürdentägern, Generalen und Stallmeistern in großer Uniform mit ihren Ordensabzeichen. Er trat einen Schritt vor, gab mir die Hand und sagte: „Ich freue mich aufrichtig, heute als meinen Freund den Mann begrüßen zu können, der Serbien die Würde eines Königreiches wiedergegeben hat. Diese Freude ist um so aufrichtiger, als ich aus der Geschichte weiß, wie viel das serbische Volk durch seine Söhne, die osmanische Staatsmänner und Führer türkischer Armeen gewesen sind, zur Macht und zum Ruhm meines Reiches beigetragen haben.“

Was ich besonders an Abd ul Hamid bewundere, ist der sichtbare Wunsch, gerecht zu sein und auch nicht einmal indirekt einem Menschen Unrecht zu thun. Er liebt es, fast jede Frage vom philosophischen Standpunkt aus zu betrachten. Ich kann dafür ein typisches Beispiel geben.

Als Telegramme die feierliche Verlobung König Alexanders von Serbien mit Frau Draga Raschin anzeigten, schickte der Sultan nach mir und bat mich, ihm ein Bild der Braut des Königs mitzubringen. Ich that es. Der Sultan sah die Photographie eine Weile an und sagte dann, daß Frau Draga offenbar eine hübsche Frau sei und schöne Augen habe. „Und doch“, setzte er in seiner ruhigen, ernstesten Weise hinzu, „kann ich mich nicht genug darüber wundern, daß König Alexander, der mir ein sehr scharfsinniger junger Mann zu sein schien, solche Thorheit machen kann. Gewiß wird der Tag kommen, wo er selbst klar einseht, daß es Unstinn war.“ Nach einer Pause: „Über welches Recht haben wir eigentlich, uns zu beklagen? Welches Recht haben wir, auch nur zu kritisiren? Kann ein Mensch seinem Schicksal entgehen? Und ist es billig, zu vergessen, welche unwiderstehliche Macht die Liebe hat? Wo ist der starke Mann, der nicht schwach wird, wenn er allein mit einer Frau ist, die er liebt? Und sind wir nicht Alle manchmal zu Thorheiten bereit? Fragt Liebe je danach, was Euer Rang und Eure Würde ist? Fragt Liebe je danach, was Euer Vater und Eure Mutter dazu sagen? Hört sie jemals auf die Vernunft? Wahrscheinlich, ich glaube nicht, daß wir ein Recht haben, über die Thorheit dieses Jünglings zu lachen. Der arme Alexander ist wohl sehr verliebt in Draga. Alles, was wir thun können, ist, ihm zu wünschen, daß seine Liebe durch wahrlich, dauerndes Glück gekrönt werde. Ich will ihm meine besten Wünsche

telegraphiren; aber auch Sie müssen ihn wissen lassen, daß ich mich stets freuen werde, von seinem Glück zu hören.“

Die philosophische Rede des Sultans über die Macht der Liebe hatte auf mich so tiefen Eindruck gemacht, daß ich sie gleich nach meiner Rückkehr in die Gesandtschaft niederschrieb. Er schien mir niemals in besserem Licht zu stehen als an diesem Tag. Er wußte sicher, was Liebe ist, und er scheint seine eigenen Erfahrungen in philosophische Grundsätze gemünzt zu haben, die ihm riethen, Andere mit billiger Nachsicht zu beurtheilen.

Er ist ein aufrichtig und tief religiöser Mohammedaner und hat alle Tugenden, die der Koran den Gläubigen einzuflößen weiß. Er ist besonnen, bescheiden, mildthätig und ruhig. Das Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit vor Gott läßt ihn zögern, einen Schuldigen streng zu strafen. Sicher hat Leidenschaft ihn niemals fortgerissen. Er übertreibt sogar in seinem Wunsch, jede Angelegenheit von allen Seiten zu betrachten. Er ist langsam, oft viel zu langsam für die nervösen und ungeduldigen Söhne des Westens. Selbst in den Augen der Türken läßt ihn seine Gewissenhaftigkeit, die Mutter des Zögerns, als einen Mann erscheinen, dem Energie fehlt. Aber er ist nicht ohne Thatkraft. Die Neuorganisation der Militärmacht des Osmanenreiches ist ein bedeutendes Werk, das großes Verständniß und große Thatkraft forderte; und es ist wirklich sein eigenes Werk.

Nur ein Mann von starker Initiative und ungewöhnlicher Thatkraft konnte die ganze Regierungsgewalt in seiner Hand vereinigen. Er will nicht nur herrschen: er regirt auch; und bekümmert sich um jede Kleinigkeit. Der Großvezir und die Minister sind in Wahrheit nur die Schreiber des Sultans. Sie kommen, um ihm jedes einzelne Ereigniß zu berichten, wo es sich auch ereignet haben mag, und bitten um seine Befehle. Er weiß Alles oder hat wenigstens den Ehrgeiz, Alles zu wissen. Natürlich brauchte er Agenten, die ihm berichten. Das System hat sich zu einer eigenthümlichen, schlimm wirkenden Detektivorganisation entwickelt, die der Fluch des Lebens in Konstantinopel zu sein scheint. Abd ul Hamid versucht nicht nur, Alles zu wissen: er hat auch den Ehrgeiz, Alles persönlich zu entscheiden. Kein europäischer Herrscher hat den zehnten Theil der Arbeit zu erledigen, die Abd ul Hamid täglich leistet; jeden europäischen Monarchen hätte sie in wenigen Jahren krank gemacht.

Diese Skizze wäre unvollständig, wenn ich nicht erwähnte, daß Abd ul Hamid, so unheimlich ernst und so empfindlich er für die leiseste Antastung seiner persönlichen Würde ist, doch viel ruhigen Humor in sich hat. Er bemerkt schnell komische Züge an Dingen und Menschen und freut sich ihrer in seiner ruhigen Weise. Sein Himmel ist fast beständig von Wolken bedeckt; von Staatsorgen und persönlicher Schwermuth. Aber von Zeit zu Zeit werden diese Wolken plötzlich von den sonnigen Strahlen eines milden Humors durch-

brochen. Einmal spielte eine italienische Gesellschaft im leeren Hoftheater (im Terrassin Kiosk) die Oper „Robert der Teufel“. Der Sultan nahm den russischen Gesandten Sinowiew, den persischen Gesandten und mich in seine Loge. In der benachbarten Loge waren ein paar Stallmeister des Sultans. Nur in diesen beiden Logen saßen Zuschauer. Abd ul Hamid, als aufrichtiger Verehrer der Musik, hörte dem Gesang der Künstler aufmerksam zu und sprach während dieser Zeit kein Wort mit uns. Aber als Alice nach ihrem schönen Gebet an die Madonna sich ausziehen begann, bevor sie zu Bett ging, und erst ihr Kleid, dann ihr Nieder, darauf den obersten Unterrock ablegte, wandte sich der Sultan, beunruhigt, an Sinowiew und sagte: „Gewiß kennen Eure Excellenz die Gebräuche der europäischen jungen Damen. Glauben Sie, daß diese junge Künstlerin sich in unserer Gegenwart ganz ausziehen wird?“ „Ich hoffe: nein,“ erwiderte Sinowiew; „aber ich weiß es nicht; Schauspieler und Schauspielerinnen erfüllen gern die Wünsche ihrer Gönner.“ Der Sultan begriff sofort den Sinn der Worte und lachte herzlich.

Die folgende verbürgte Geschichte illustriert noch lebendiger den ruhigen Humor des Sultans. Der Großwesir gab eines Abends ein großes Diner, bei dem mit Abd ul Hamids Erlaubniß mehrere Hofbeamte anwesend waren. Einer von ihnen erstattete am nächsten Tag dem Sultan einen mündlichen Bericht von der Zaubervorstellung eines armen Derwischs, die der Mählzeit folgte. „Wollen Sie glauben, Sir? Dieser arme Derwisch verschlang einen silbernen Löffel nach dem anderen. Es war einfach wunderbar!“

„Hast Du gesagt: wunderbar?“ fragte der Sultan ihn. „Ich sehe gar nichts Merkwürdiges in der Thatfache, daß ein armer Derwisch ein paar von des Großwesirs silbernen Löffeln verschlang. Dieses Kunststück ist nichts im Vergleich zu dem, das Hassan Pascha, mein Marineminister, auszuführen pflegte. Er verschlang ganze Panzerschiffe, ohne auch nur seine Gesichtsfarbe einen Augenblick zu ändern.“ Hassan Pascha war berüchtigt wegen der Kühnheit, mit der er Gelder, die für Kriegsschiffe bewilligt waren, für die Bedürfnisse seines Harems verwandte.

Noch eine Geschichte vom Sultan. Er wünschte, ein türkisches Kriegsschiff abzusenden, um einen englischen Prinzen auf Malta begraben zu lassen. Ein Günstling des Hofes wurde mit dieser Aufgabe betraut. Es gelang ihm, sein Schiff erfolgreich aus dem Goldenen Horn herauszubringen; da er aber den europäischen Seerarten mißtraute, vergebete er mehrere Wochen im Aegaeischen Meer mit der beständigen Frage, ob es den Ort Malta gebe. Endlich kehrte er nach Stambul mit dem lakonischen Bericht zurück: „Malta Jol!“ („Es giebt kein Malta!“) Der Sultan lachte über diese Frechheit und sagte: „Jetzt endlich verstehe ich, warum die Engländer Espers haben wollten! Natürlich wünschten sie es, seit Malta verschwunden ist. Malta Jol!“

Noch ein Wort über Abd ul Hamids persönlichen Charakter. Ich weiß, daß viele Leute ihn für einen grausamen Menschen halten und den Anstifter der armenischen Gräueltaten nennen. Ich habe im Charakter des Sultans auch nicht eine Spur von Grausamkeit entdeckt. Doch muß ich bemerken, daß mehrere angesehenere Mitglieder des Diplomatischen Corps, die während dieser Regeleien in Konstantinopel waren, mir erzählt haben, nach ihrem Eindruck sei die Ermordung der Armenier das Werk Abd ul Hamids. Ich erwähne diese Ansicht, kann für ihre Berechtigung aber nicht einstehen. Um einen Menschen der Grausamkeit oder gar des Mordes anzuklagen, müßten wir unzweifelhafte Beweise und sichere Thatfachen haben und nicht nur kühne Vermuthungen.

In letzter Zeit ist Abd ul Hamids Name oft mit der panislamischen Bewegung in Verbindung gebracht worden. Er wird als der Urheber, Anstifter und Führer dieser Bewegung betrachtet. Und da ihre Symptome und Kundgebungen in Egypten einen antibritischen Charakter angenommen haben, so ist dem armen Sultan in der englischen Presse übel mitgespielt worden. Der Panislamismus ist eine höchst wichtige und nach meiner bescheidenen Meinung eine durchaus gesunde Bewegung. Sie birgt große, vielleicht schreckliche Möglichkeiten. Sie ist einstweilen noch in ihrer ersten Phase. In ihrer weiteren Entwicklung kann sie so werden, daß es Pflicht der christlichen Welt werden könnte, sie mit aller Gewalt zu bekämpfen. Vielleicht aber ändern sich ihre Ziele und Zwecke auch so völlig, daß sie die Sympathie aller gerecht denkenden Menschen erlangt. Nach meinem Studium der Frage muß ich annehmen, daß die Bewegung außerhalb Konstantinopels und unabhängig vom Sultan ihren Ursprung genommen hat. Der wahre Urheber des Panislamismus ist der große arabische Prophet, der Begründer des Islam. Man findet den Gedanken der geistigen Einheit aller Mohammedaner im Koran. Das Kalifat ist nicht die Erfindung eines modernen Sultans. Es wurde vor Jahrhunderten geschaffen; es ist die Verkörperung der panislamischen Einheit. Die eigene Gleichgiltigkeit der Mohammedaner, die Kirchenspaltungen und Sekten unter ihnen hatten es zurückgedrängt. Es blieb verborgen, schlief aber nur. Dem aggressiven Wesen der christlichen Welt gelang schließlich, es aus seinem tiefen Schlaf aufzurütteln. Es klingt paradox, ist aber einfache Wahrheit: der Panislamismus ist von den Christen selbst wiedererweckt und erneuert worden, nicht vom Sultan Abd ul Hamid. Millionen indischer Mohammedaner sind Unterthanen des englischen Kaisers von Indien. Egypten, ein mohammedanisches Land, ist von Großbritannien erobert und besetzt worden. Frankreich hat zwei durchaus islamische Länder genommen und bereitet sich vor, ein drittes zu besetzen: Marokko. Tripolis, auch ein musulmanisches Land, ist von Italien als sein Erbtheil bezeichnet worden. Die Türken werden langsam aus allen europäischen Gebieten hinausgetrieben; fast sieht es aus, als ob ein christlicher Kreuzzug gegen die mohammedanische Welt geführt werden sollte. Ist es unter

solchen Umständen überraschend, daß die Mohammedaner der ganzen Erde in Unruhe gerathen und die Nothwendigkeit empfinden, sich zu gemeinsamer Vertheidigung gegen die christlichen Angriffe zu verbänden?

Dazu kommt ein anderer Grund. England bietet in Indien und Egypten, Frankreich in Algier und Tunis jungen Mohammedanern reiche Gelegenheit, zu lernen. Da erwacht denn politisches Bewußtsein in den Menschen, mögen sie nun Christen oder „Gläubige“ sein. In Egypten und Algier findet man die Unzufriedenen nicht in der unwissenden Masse des Volkes, sondern unter den civilisirten und gebildeten Mohammedanern. Sie lernen einsehen, daß die Anhänger des Propheten eine bedeutendere und würdigere Rolle in der Geschichte der Welt spielen könnten, wenn sie (wenigstens geistig) zusammenhielten.

Kay ist Sultan Abd ul Hamid ein tief religiöser Musulman und sicher einer der aufgeklärtesten unter ihnen. Er muß längst vorbereitet gewesen sein, sich mit ganzem Herzen der panislamischen Bewegung hinzugeben. Hat er als Khalif nicht die Pflicht, alle Mohammedaner um sich zu sammeln, mindestens zu geistiger Vereinigung? Seine Neigung zum Zögern hat ihn vermuthlich gehindert, die Initiative zu ergreifen. Die Bewegung wurde nicht von ihm begonnen, sondern von eigenen Antrieben folgenden natürlichen Kräfte. Diese Kräfte suchten sofort einen Mittelpunkt, wenn möglich ein Oberhaupt, das sie führen sollte. Was war natürlicher, als daß sie sich an den Khalifen wandten? Das thaten sie und fanden ihn voll Sympathie mit ihrer Bewegung. „Laufe nicht hinter Deinem Schicksal her“, sagt ein arabisches Sprichwort; „das Schicksal wird schon kommen und Dich finden.“ Abd ul Hamid lief nicht hinter der panislamischen Bewegung her: sie kam zu ihm und fand ihn.

Wenn Europa die wahre Lage richtig verstünde, würde es Abd ul Hamid bitten, sich an die Spitze des Panislamismus zu stellen und ihn durch seine staatsmännischen Fähigkeiten und seinen vermittelnden Charakter zu einer Macht auszubilden, die den christlichen Interessen nicht unbedingt feindlich wäre. Abd ul Hamid vermag klarer als alle lebenden Mohammedaner zu verstehen, daß die beste panislamische Politik die wäre, freundliche Beziehungen zu den christlichen Völkern zu pflegen. Nicht Einer in der ganzen musulmanischen Welt könnte diese schwierige Mission mit besseren Aussichten auf Erfolg unternehmen als Abd ul Hamid. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, daß des Sultans Freund, Kaiser Wilhelm, mit dem Panislamismus sympathisirt. Wenn es wahr wäre, so wäre es nur ein neuer Beweis dafür, daß der Kaiser nicht nur ein originaler, sondern wirklich ein weitsehender Staatsmann ist. Kein Land der Erde hat so triftige Gründe, die panislamische Bewegung genau zu studiren, wie das britische Weltreich; und deshalb, scheint mir, auch Grund genug, zu prüfen, ob es den Sultan Abd ul Hamid bisher richtig behandelt hat.

Belgrad.

Chedo Rijatovich,

früher Serbischer Gesandter in Konstantinopel.

## Veilchen.

## I.

**A**uf grünem Rasen Du, in weißem Kleide,  
Den dunklen Strauß von Veilchen in der Hand;  
Du kniest in lichter Frühlingsmorgenfreude,  
Daß überall Dein Aug' die Blumen fand.

Sie glänzn in tausend leuchtend blauen Flecken,  
Darüber schwebt die klare Sonnenluft —  
O könnt' ich Dich mit Blüthen überdecken,  
Du holdes Bild von Lenz und Veilchenduft.

## II.

Die Veilchen hab' ich in den Korb gethan,  
Ich wand sie dann zu Sträußen und Guirlanden  
Und heftete dem weißen Kleid sie an —  
In leisem Kusse sich die Farben fanden.

Nun noch den blauen Tuff ins dunkle Haar!  
So süß ergeben hast Du Das gelitten —  
Dann bist Du lächelnd durch der Blumen Schaar  
Dahin als Maienkönigin geschritten.

## III.

So sag mich heut Dich Violetta nennen,  
Du Blumenkind, vom Frühling aufgefüßt;  
Im stillen Herzen dunkle Stutthen brennen  
Und doch der Blick kaum aufgeschlagen ist.

Nur wenn ich weich die Arme um Dich lege,  
Dann kommt es aus den Tiefen dumpf herauf;  
Du weißt, daß ich Dich wie ein Kleinod hege —  
Und duftend blüht nun Deine Seele auf . . .

## IV.

Komm, daß ich Dir die breite Schleife binde,  
Die violett und weich von Atlas ist;  
Die lila Feder nicht am Hut im Winde,  
Und auf der Brust da glüht der Amethyst.

Und ist nun auch die Maienzeit vergangen  
Und senkt die Kinde schon die Blüthen schwer —  
Du schreitest doch, die Jugend auf den Wangen,  
Leuchtend und tief wie Veilchen vor mir her.



## Peter Hille.

Berlin ist die civilisirteste Stadt der Welt: daran wird es liegen, daß es so wenig Kultur kennt. In Berlin hat das Bequemlichkeitsbedürfniß der Weltstädter sich alles Praktische schon längst nutzbar gemacht. Die Möglichkeiten der Beförderung und Beleuchtung, der Behausung und Ernährung sind fabelhaft: alle Verkehrsrichtungen funktionieren mit größter Sicherheit in Häusern, Straßen und öffentlichen Anstalten; tadellos ist die Ordnung in allen geschäftlichen, privaten und allgemeinen Beziehungen, aufs Beste pulvrisirt die Gleichmäßigkeit in den Verwaltungen wie in den Familien. Auf der andern Seite: völlige Verständnislosigkeit gegen Alles, was im funktionellen Getriebe nicht mitrollt, was den praktischen Bedürfnissen, der Bequemlichkeit und dem Nutzen der Gesamtheit nicht dienlich ist; die äußerste Fremdbheit gegenüber allem Zwecklosen, allem Eigenleben, aller Kultur.

Der bemerkenswerthe Ausdruck der Kultur ist die Kunst, so weit sie nicht besteht, dem Unterhaltungs- und Vergnügungsbedürfniß der Menge nicht angepaßt ist, so weit sie um ihrer selbst willen da ist und um des Künstlers willen, der sich in ihr mit der Welt und seiner Zeit auseinandersetzt. Ich möchte sagen: so weit sie lyrisch ist. Der Lyriker als berliner Bürger: schon die Vorstellung ist komisch, ist eine *contradictio in adjecto*. Nein, ein Lyriker — welcher Kunst er immer frönt — kann kein Berliner sein, überhaupt kein Weltstädter und kein Bürger, mag sein Schaffen noch so stark beeinflusst sein von den Eindrücken, die seine Seele aus dem stuhenden Strom der Großstadt aufgefaßt hat. Zeit und Leben, Alles, was um ihn wirkt und quillt, ist dem lyrischen Künstler Mittel und Reiz zum Gestalten; er ist immer *phonograph*, *grammophon* nur Jenen, die seine Töne hören können, die seine Farben sehen, die seine Schwingen zittern fühlen.

Vor drei Jahren starb ein Lyriker, ein Dichter, der seine Zeit und seine Umgebung, dieses nüchterne, zweckvolle, poesiearme und kulturfremde Berlin tief erlebte und genoss; der dem Instrument, das er aus dem klanglosen Holz seiner Zeit und der salzlosen Luft des Raumes, in den er gestellt war baute, Weisen entlockte, die zeit- und raumlos sind, golden tönen über dem Rhythmus von Menschen, für die sie nicht erklangen, nicht geformt wurden.

Nur selten vernahmten die Berliner Etwas von Peter Hille. Wenn verehrende Freunde seinen Namen ganz laut in den Weltstadtkläm riefen, dann sah man vergnügt auf den sonderlichen Mann herab, der zerzaust und ein Wenig abgeriffen daherging, ein schmutziges Notizbuch in der Hand, in das er fast unaufhörlich schrieb: Gedanken und Einfälle, Stimmungen und Randglossen über Das, was er erblickte, erhörte, ertastete; der jede Seite mit dem Bleistift sechsmal überquerte und sich um die spöttisch Blidenden nicht kümmerte, die von den Schönheiten nichts ahnten, die der Dichter für seinen persönlichen Bedarf aus ihrer Höflichkeit hob. Und dann sprach man von ihm, als die Nachricht von seinem Tode durch die Blätter ging. Was erfand man nicht für Nothgeschichten, um sein Sterben interessant zu machen! Ermordet sollte er sein und ganz mysteriöse Dinge sollten es veranlaßt haben, daß man ihn eines Tages mit blutendem Kopf ohnmächtig auf der Bank eines berliner Vorort-Bahnhofes auffand. Die guten Leute, die sein Leben nie als ein tiefes, herrliches Geheimniß empfunden hatten, witterten hinter seinem Tode geheimnißvolle, poetisch-gruselige Umstände. Und doch war für Jeden,

der nicht mit des Dichters Sinnen fühlt, sein Tod so nüchtern, so unsagbar nüchtern! Ein fünfzigjähriger Organismus, geschändet von allen Entbehrungen, allen Strapazen materieller Noth, war verbraucht. Auf der Heimfahrt von Berlin nach Schlachtensee, wo ihn Fremde zuletzt versorgten, brach er zusammen, die Lungen versagten, er schleppte sich auf einer Zwischenstation aus dem Zug, fiel und zerstückte sich den Kopf. Man setzte ihn auf eine Bank. Da wurde er gefunden. Man brachte ihn nach Großlichterfelde ins Krankenhaus und dort starb er. Das ist Alles.

Peter Hille ist verhungert, ganz regelrecht verhungert; nicht, wie mancher andere Bettler, durch ein plötzliches Aufhören der Lebenszufuhr, nicht von Heute auf Morgen, sondern im Jahrzehnte langen bitteren Kampf seines schwachen Leibes gegen die Bedürfnisse des Lebens, deren Befriedigung ihm vorenthalten war. Vorenthalten von der Gesellschaft, die ihn umgab, die ihn nicht bemerkt hatte im Getöse der Weltstadt, aber an seinem Grabe nun plärrte: Seht doch, ein Dichter ist tot, ein Dichter! Und die romantische Geschichten wob über sein Ende, die ihr die Schuld an diesem Tod abnehmen sollten.

Soll ich die Leute entschuldigen, die besten Hergens diesem qualvollen Siechthum zusahen? Es liegt mir nicht, zu sagen: sie können nichts dafür! Um so schlimmer! Entschuldbar sind nur die Thaten, die bewußt geschehen, an denen Geist und Hand mitwirken, die gewollt sind und kämpfend verübt werden. Stumpfheit und Blindheit, blödes, verständnißloses Zuschauen ist nie entschuldbar. Der Fluch solchen Handelns an Peter Hille, an seinem besten, seinem reinsten Geist, fällt ohne Gnade, fällt beischmer auf das deutsche Volk, auf seine „Gebildeten“.

Gewiß: Peter Hille selbst mußte nicht, was ihm Böses geschah. Er litt an besseren Leiden als an denen des Leibes. Er merkte kaum, wie gemein er mißhandelt wurde. Er hat die Qualen, die man ihm dulden ließ, nicht vergolten mit der Verhärtung seiner Seele. Er ging unbeirrt unter den Menschen, die ihm das Brot entzogen, und hob Schönes aus ihren Häßlichkeiten, Schönes, von dem sie selbst nicht wußten. Auch nicht deshalb wird sein Tod zur Anklage, weil er noch viel Wundervolles hätte dichten, uns viele Reichthümer hätte hinterlassen können, sondern, weil er das Leben liebte, selbst unter den Nöthen, die man ihm aufstob.

Wie fremd, wie fern war Peter Hille seinen Zeitgenossen! Wie liebte er sie, er, der in ihnen die Menschheit verkörpert sah! Sein tiefstes Erleben lag in anderer Zeit. Im Kern seines Wesens fühlte er sich ins Mittelalter gehörig, in jene herrlichen Tage Michelangelos und Dantes, wo die Kultur eine Heimath, die Kunst eine Stätte hatte. Seine Erscheinung war wie aus einem Märchen, der gütige Weise mit dem lächelnden Kindesauge, dem unschuldigen Knabenkörper, den reinen, weißen streichelnden Händen und dem mächtigen Denkerhaupt mit dem großen Bart. Still und heiter ging er durch lärmende Straßen und glaubte sich in einsamen Gefilden, umgeben von Engeln und Genien.

Seine Kunst war rein und tief. Ganz Dichter, ganz Bildner, schaute er ins Leben. Jeder Gedanke formte sich ihm zum Symbol, jeder Satz zum Vers, jede Empfindung zum Reim. Sünde war ihm ein fremdes Wort, Häßlichkeit ein fremder Begriff, Moral ein fremdes Gefühl. Lauter und keusch wie das Quellwasser war sein Empfinden, groß und schön die bildhafte Umdeutung seiner Gedanken. Was er sah, dachte, fühlte, formte sich ihm spontan zum greifbaren Wortbild. Es gab nichts Abstraktes für ihn. Jeder Bewegung, jeder Stimmung, jedem Gefühl und jedem Genuß gab er Worte von sichtbarer Wesenheit.

Ich will keine langen Proben seiner Kunst geben. Wer sie kennen lernen will, lese seine hinterlassenen Werke. \*) Eine kurze Probe nur aus der „Brantseele“:

„Der zweiten Keuschheit  
löbliche Müdigkeit ruht  
in dem wieder  
niedergeschwiegenen Blut,  
bis des Lebens innige Anmuth  
wieder höhersteigende Kräfte gewinnt  
und weiter sich spielt  
nach des Lebens lieblicher Weise.“

Ich citire diese Zeilen nicht als letzte Höhe seines dichterischen Könnens; nur als Probe der innigen Keuschheit seines Empfindens und als Beispiel für die tiefe innere Bereintheit seiner Worte.

Schönheit war Peter Hille Alles; und Schönheit, Dichtung und Leben war ihm Eins. Und doch sah er auch die grausamen Abgründe, an deren Rand man ihn stieß. Und doch kannte auch er Minuten der Bitterkeit, in denen er der Häßlichkeit Worte gab. Wie schmerzlich ist dieser Aphorismus:

„Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Wer nicht arbeitet, soll speisen; wer aber gar nichts thut, darf tafeln.“

Wie übel mußte man diesem Dichter erst mitspielen, ehe er solchen Sagen fand. Wie oft stritt ich mit ihm über den Werth der Menschen. *Oi mikrotos kakoi* —: er wollte es nicht glauben, nicht sehen. Einmal schrieb er mir, als ich wüthend gewesen war, weil ihn Leute in seinem Cabaret verspottet hatten: „Kergere Dich doch nicht über die Bande; lache doch über sie.“ Zu kränken war er nicht.

Vielleicht hat er Recht gehabt. Dem Künstler unserer Zeit, dem Fremden, Leidenden bleiben nur zwei Möglichkeiten, sich abzusuchen. Einer kämpft an gegen die Frenel der menschlichen Ordnungen, baut sich ein Ideal der Wirklichkeit, wird Sozialist und Anarchist und hofft auf die Tage, die keinen Hunger mehr kennen werden und keine Noth des Leibes. Er stellt sich bewußt in Gegensatz zur Gesellschaft, verbündet sich den Ausgestoßenen und Benachtheiligten und eint seine Empfindungen zum Gefühl des Hasses gegen Staat und Gesellschaft, in dem Wunsch nach Rache. Der Andere geht, wie Peter Hille, still seines Weges, liebt Leben und Liebe und dichtet Schönheit in die Menschen, die ihn verhungern lassen . . .

Noch ist nicht die Zeit, Anekdoten von Peter Hille zu erzählen. Erst mag die Welt die Augen öffnen für das Vermächtniß, das er hinterlassen hat. Nur eine kurze Episode will ich berichten. Bisher ist wird Mancher mehr darin finden als eine Anekdote. Wir waren zusammen im Vesperzimmer der Neuen Gemeinschaft. Peter Hille hatte sein Notizbuch vor sich liegen und den Bleistift in der Hand. Der Kopf lag ihm schwer auf die Brust. Nach langem Schweigen blickte er plötzlich auf, legte die Hand feierlich auf den Tisch und sagte ernst und stark:

„Eben habe ich den Sinn meines Lebens gefunden. Ich bin: also ist Schönheit.“  
Erich Mühsam.

\*) Peter Hille: Gesammelte Werke, herausgegeben von seinen Freunden. Berlin 1903. Verlag von Schuster & Löffler.

## Asienhygiene.

**Berschwendung und Haushalt im erkrankten Nervensystem. Eine natur-ärztliche Studie über die Nervenpflege der Chinesen und Japaner.** Ottomar Hohmann, Berlin NW. 5. Selbstverlag. Dritte Auflage. 1 Mark.

Bei der allgemeinen Verbreitung der nervösen Erkrankungen sei es mir auf Grund vieljähriger Erfahrung gestattet, auf die höchst eigenartige Nervenpflege der Chinesen und Japaner aufmerksam zu machen, der diese Völker ihre beweiandwerthen Nerven zu verdanken haben. Schon die erwiesene Thatsache, daß diese ältesten Kulturvölker unseres Erdballs bis heute verstanden haben, eine Degeneration zu vermeiden, regt zum Nachdenken an. Als eine berühmte japanische Schauspielerin hier triumphirend behaupten konnte: „In Japan ist kein Mensch nervös“, hat wohl mancher Vielgequälte den Wunsch gehabt, über die Nervenpflege dieser Völker unterrichtet zu werden. Das große Verdienst, uns das Geheimniß der chinesischen Nervenpflege enthüllt zu haben, gebührt einer Aergin, die sich einige Jahre im Innern von China aufgehalten und zur Zeit des russisch-japanischen Krieges Gelegenheit hatte, die gewaltige Nervenkraft dieser Völker zu beobachten und über deren eigenartige Nervenpflege zu berichten.

Ueberracht wird man zunächst von der berichteten Thatsache, daß dort die Medizinheilkunde noch völlig unbekannt sei und daß der Arzt nur dann bezahlt werde, wenn er einem Kranken wirklich geholfen hat. Die Mehrzahl der chinesischen Familien hält einen gut bezahlten Hausarzt, der sogar das doppelte Honorar beansprucht, wenn die Familie im Lauf eines Jahres von Krankheiten verschont bleibt. Instinktiv betrachtet der Chinese den menschlichen Körper als eine elektrische Kraftmaschine und richtet seine ganze Pflege darauf ein (trotzdem das Volk keine Ahnung von Elektrizität hat). Treten in der menschlichen Anlage Störungen ein, die man hier als Nervenleiden bezeichnet, so legen sich die Leute in die Sonne, warten ab, bis die dem Körper innewohnende Naturheilskraft den Schaden ausgebeßert hat, und bedecken dann den Kopf während der Nacht mit einer rohseidernen Nachthaube. Sind Kinder mit Krämpfen behaftet, so legt man auch sie in die Sonne, macht dann rohseidene Umschläge um den Leib, um Hand- und Fußgelenke und bedeckt den Kopf mit Rohseide; meist verschwinden die Krämpfe nach wenigen Wochen.

Was die elektro-magnetischen Wärmestrahlen der Sonne als nervenstärkendes Mittel zu bedeuten haben, ist auch hier bekannt; doch kommt es im Wesentlichen darauf an, wie und unter welchen Verhältnissen man die Sonne anwenden darf, um wirklich Erfolg zu erzielen; es giebt ja Menschen, deren Körper nie von einem Sonnenstrahl getroffen wurde. Die von mir beschriebene Anleitung zum Verhalten vor und nach dem Sonnenbad kann ich jedem Nervenkranken empfehlen.

Auch bei der Bedeckung des Kopfes mit Rohseide haben die Völker Aiens instinktiv in der Nervenpflege das Richtige getroffen. Es ist bekannt, daß an allen Nervenkranken, die durch Selbstmord oder im Irrenhaus geendet oder die an Epilepsie, Hysterie, Krämpfen oder nervösem Kopfschmerz gelitten haben, bei der Sektion entzündete oder entartete Hirnhäute festgestellt wurden. Die Hirnhäute haben den hochwichtigen Zweck, die elektrischen Batterien des Gehirns von der Atmosphäre zu isoliren; sind sie aber chronisch entzündet oder entartet, was durch häufigen

Kopfschmerz angezeigt wird, so entweicht die Nervenkraft in die Luft, ganz besonders aber, wenn der Kopf von Zugluft, als gutem Leiter des elektrischen Stromes, getroffen wird. Dann macht sich im Körper ein Zustand bemerkbar, den man mit „nervös“ bezeichnet; Störungen im gesamten Lebensprozeß sind dann die unvermeidliche Folge. Die Chinesen und Japaner isolieren fortgesetzt während der Nacht die elektrischen Batterien durch Rohseide, was bezweckt, daß die Verschwendung der Nerventräfte nach Möglichkeit aufgehoben, ein normaler Haushalt begünstigt, ganz besonders aber ein ruhiger Schlaf erzielt wird.

In Gelehrtenkreisen streitet man sich noch immer über die Bedeutung des Schlafes. Betrachtet man den Körper im Wesentlichen als elektrische Kraftmaschine, so ist wohl die einzig richtige Ansicht, daß die sehr subtil gearbeiteten Funktionsapparate des Gehirns gereinigt und repariert werden müssen, um den gestellten Anforderungen genügen zu können. Wie aber jede andere Kraftmaschine nur im Zustande der Ruhe zu reinigen und zu reparieren ist, so auch diese. Edison hat gesagt, daß alle Erfindungen, die auf elektrischem Gebiet gemacht werden können, schon im menschlichen Körper vorhanden seien. Der Kopfschmerz ist die Alarmglocke in der maschinellen Anlage, die Glocke, die anzeigt, daß eine Unordnung entstanden, ein Organ bedroht und daß in Ernährung und Pflege des Körpers Fehler gemacht worden sind. Nun giebt es hier zwei Wege, um die so häufig erklingende Alarmglocke zum Schweigen zu bringen. Man geht zum Arzt und läßt sich ein Mittel verschreiben, wodurch der auftretende Kopfschmerz fast augenblicklich beseitigt wird.

Der schnelle Erfolg läßt sich auf folgende Weise erklären; sobald man dem Körper ein starkes Gift zuführt, reagiert er automatisch gegen diesen Zerstörer, um ihn schleunigst unschädlich zu machen; hierzu ist aber mehr oder weniger das Zusammenwirken der ganzen maschinellen Anlage nötig, wodurch ein augenblicklicher Ausgleich in den Apparaten und ein Schweigen der Alarmglocke erzielt wird. Der Schaden an den Funktionsapparaten bleibt nun aber, gerade bei häufiger Wiederholung dieses Verfahrens, bestehen, verschlimmert sich noch; und so läßt sich erklären, daß alle Personen, die an chronischer Erkrankung edler Organe zu leiden haben, längere Zeit mit Kopfschmerz zu kämpfen hatten. Als das Antipyrin erfunden war und in der medizinischen und Tagespresse als ein ganz unschuldiges Mittel gegen Kopfschmerz ohne jede üble Nachwirkung angepriesen wurde, war der Verbrauch riesengroß. Besonders waren es die Studenten, die den Kopfschmerz nach reichlichem Biergenuß auf so bequeme Art beseitigten, um sich gleich wieder den Bierfreuden hingeben zu können. Die nach diesem Mittel nicht selten eintretenden Todesfälle, Tobsucht und Gehirnblähung ließen bald jedoch erkennen, daß man nur einen sehr bescheidenen Gebrauch davon machen durfte.

Der zweite Weg, um die Alarmglocke zum Schweigen zu bringen, besteht in der Erwägung, welche Fehler in Ernährung und Pflege des Körpers zu vermeiden habe, um der Naturheilskraft die Möglichkeit zu geben, die bestehenden Schäden auszugleichen. Ein solches Verfahren nennt man Naturheilkunde. Leider muß gesagt werden, daß auch in dieser Beziehung viel gesündigt ist. Besonders sind die kalten Wasserplantischereien auf die Dauer eine gefährliche Sache; dadurch wird eine viel zu starke Erregung des Gehirns bewirkt. Dann entsteht eine zu starke Entstrahlung der Nerventräfte, da das Wasser einen guten Leiter für den elektrischen Strom bildet, was sich nach kurzer Anregung dann durch ungemeine Mattig-

zeit im Körper bemerkbar macht, und eine Heilung ist meist unmöglich. Die sehr in Mode gekommene elektrische Behandlung muß auch in den meisten Fällen versagen, weil die defekten Funktionapparate des Gehirns den starken Strom nicht aushalten und noch mehr gereizt werden; nach vorübergehender Besserung ist meist eine erhebliche Verschlimmerung zu erwarten. Die Chinesen und Japaner betrachten nur die Wärme als das allein richtige Prinzip, um die Naturheilkraft zu unterstützen; sie wenden daher sehr warme Bäder ohne kühlende Nachspülung an, vermeiden die Seife, während man bei uns allgemein glaubt, das Bad sei erst vorteilhaft, wenn von Seife der ausgiebigste Gebrauch gemacht wird. Doch ist zu bedenken, daß man durch Seife der Haut die natürlichen Isoliermittel, Fett und Wachs, entzieht, welche die feinsten Peripherienerven von der Atmosphäre abschließen sollen; die dadurch entstehende Störung bezeichnet man als Erkältung.

Auch das Fieber betrachten insinktisch die nervenstarken Völker als eine hochwichtige und vorteilhafte Erscheinung, welche die Heilung eines Leidens beschleunigt und die Herstellung der Ordnung in der maschinellen Anlage begünstigt. Uns lehrt dagegen die medizinische Wissenschaft: Das Fieber ist eine krankhafte Erscheinung, die unter allen Umständen bekämpft werden muß. In einem Reflame-Artikel, der kürzlich durch die Tagespresse ging, wurde Chinin als die Königin unter den Medikamenten bezeichnet; vom Standpunkte der Naturgesetze, denen der menschliche Körper unterworfen ist, wäre die Bezeichnung: „Ein ganz besonders gefährlicher Knippsucher“ der allein richtige Titel.

In ausführlicher Darstellung habe ich gezeigt, daß die chinesische Auffassung der Bedeutung des Fiebers dem natürlichen Zweck entspricht und daß die allgemeine Nervosität und die chronischen Krankheiten hauptsächlich als Folge der modernen Fieberbehandlung akuter Krankheiten zu gelten haben. Bei allen Schäden, die im Organismus entstehen, hat der Körper eine hohe Temperatur dringend nötig, um chemische Prozesse einzuleiten, welche die normale Heilung ermdöglichen; und Das wird durch Chinin verhindert. Ein Arzt, der einem Kranken ein Fiebermittel verschreibt, gleicht einem Feldherrn, der über eine gut bewaffnete Truppe verfügt und beim Angriff des Feindes den Befehl giebt, die Waffen wegzzuwerfen und nur mit den Fäusten den gut bewaffneten Feind zu bekämpfen.

Wenn wir zur Ernährung über, die für die Pflege der Nerven von ausschlaggebender Bedeutung ist, so sind die Chinesen auch in dieser Beziehung Meister der Hygiene; besonders die langen Pausen zwischen den Mahlzeiten lassen den Verdauungsorganen und besonders den Verdauungszentren im Gehirn die nötige Ruhe zur Erholung, so daß nur selten eine Unordnung entstehen kann. Dann bevorzugt der Chinese den Reis als Basis der Ernährung, wodurch der Magensaft nicht sauer, sondern alkalisch reagiert; auch verbrennt diese feimige Frucht fast geruchlos im Verdauungsapparat; mit einer Handvoll Reis täglich leistet der chinesische Kuli das Dreifache normaler Arbeit. Bei uns betrachtet man Fleisch und Gemüse als Basis der Ernährung; besonders glaubt man, im Gemüse das gesundeste Nahrungsmittel zu besitzen, während genau das Gegenteil wahr ist. Das wird die Beizer fast komisch anmischen, denn jeder Professor, Arzt oder Naturheilkundige empfiehlt dem Nervenkranken immer und immer wieder Gemüse. Bei der heutigen intensiven Landwirtschaft wird übermäßig Dünger angewandt, um hohe Erträge zu erzielen. Die Gemüsepflanze nimmt die Dungsstoffe fast unverändert auf, denn

beim Kochen macht sich ein Duft bemerkbar, der anzeigt, daß sich die Stoffe erst kürzlich in den Darm- und Harnwegen von Thieren und Menschen befunden haben. Kein Thier würde Etwas genießen, das nach den eigenen Excrementen riecht; aber hier zeigt sich so recht die Instinktentartung der Wissenschaft und des modernen Kulturmenschen. Es handelt sich um die fürchterlichsten Selbstgifte, die den Nervenapparaten eine enorme Arbeit aufbürden, um sie unschädlich zu machen. Dieser fortgesetzte Kreislauf der menschlichen Exkremente gehört zu den Hauptursachen für die enorme Zunahme der Blinddarm-Entzündung, der Krebskrankheiten und der Tuberkulose. Ich habe in unzähligen Fällen die überraschende Thatsache festgestellt, daß die Nervosität ganzer Familien gehoben war, nachdem sie die Gemüthe streng gemieden hatten und dafür Wehl- und Reispehnen in Butter und mit geschmorten Früchten beworzugten. Auch bössartige Flechten verschwanden danach. Wenn man bedenkt, daß bei allen Nervenkranken die Hirnhäute chronisch entzündet sind, so ist die bisherige Unheilbarkeit der nervösen Leiden leicht zu begreifen.

Sind Gemüthe auf ungebändigtem Boden gezüchtet, so entwickelt sich beim Kochen ein aromatischer, lieblicher Duft, der dem Geruchssinn anzeigt, daß es sich um Stoffe handelt, die dem menschlichen Körper nicht nachtheilig sein können. Die Vorschriften über den Anbau von Gemüthe müßten gesetzlich bestimmt sein. Ich habe die Wirkung der verschiedenen Ernährungsgarten auf nervenschwache Körper beleuchtet. Seit dem Erscheinen meiner Schrift besucht mich ein internationales Publikum, das China und Japan aus eigener Anschauung kennt, und je mehr ich dadurch mit den Sitten und Gebräuchen dieser Völker vertraut werde, um so mehr habe ich die Ueberzeugung, daß diese Völker ihre beneidenswerthen Nerven nicht der Eigenart ihrer Rasse, sondern der allein richtigen Nervenpflege zu danken haben. Das instinctive Empfinden der Chinesen deckt sich genau mit dem instinctiven Empfinden nervenkranker Kinder über Pflege und Ernährung: Das ist wohl der beste Beweis. Der Chinese wendet sich bei Störungen gleich an den Chef-Ingenieur, welcher die Kraftmaschine gebaut hat und in allen Theilen genau kennt: die Natur. Wir aber wenden uns bei Störungen an einen Arbeiter, der nur eine ganz oberflächliche Ahnung von der Konstraktion der Maschine hat. In der arzeneilosen Behandlung der Krankheiten ist der Chinese Meister; und wenn europäische Schulärzte die Thatsache feststellten, daß von 20 000 Kindern 20 000 mit chronischen Krankheiten behaftet sind, so ist die Zeit zur Einführung der arzeneilosen Heilweise gekommen, als deren vornehmster deutscher Vertreter Schwenninger zu nennen ist. Man hat bei der Beurtheilung dieser kranken Kinder zu erwägen, daß sie hysterisch veranlagt sind; wie jede wurmförmige Frucht vorzeitig reift und abfällt, so sind auch diese Kinder mehr oder weniger als absterbende Generation zu bezeichnen. Das Centrum des Zeugungsapparates, das im Hinterkopf liegt, ist bei Kindern nervöser Eltern meist schon von der Geburt an in die maschinelle Anlage der Gehirncentren eingesägt, erhält elektrischen Strom und vergrößert sich abnorm, wodurch die gesammte Anlage gestört wird. So veranlagte Kinder schlafen sehr unruhig, schrecken im Schlaf auf, schreien viel und werden meist als eigenförmig bezeichnet. Die Natur sucht diesen Defekt auszugleichen und erzeugt zu dem Zweck die verschiedensten Kinderkrankheiten, die vom Fieber begleitet sind. Durch das Fieber wird das Centrum ausrangirt, die bis dahin gestörten Centren formiren sich und selbst am Kopf ist zu beobachten, daß er eine andere Form annimmt. Alle Bitterstoffe, wie Chinin und Blausäure, wirken direkt erregend auf das Centrum des Zeugungsapparates.

## Reichsversicherungsmonopol.

Das endlose Gerede über die Reichsfinanzreform reizt nachgerade zum Spott. Heute, die an der unbequemen Gewohnheit, eigene Gedanken zu haben, festhalten, fragen: „Wie ist es möglich, daß man in einem Staatengebilde vom Ansehen des Deutschen Reiches Tag vor Tag sich den Kopf darüber zerbricht, aus welchen Quecken lumpige 400 oder 500 Millionen für den Mehrbedarf geschöpft werden können!“ Als ob das deutsche Volk völlig ausgepowert sei und bis über den Hals in Steuern stecke. Bei dem vergräglichsten Suchen nach goldenen Eiern werden die verborgensten Winkel durchforscht und der eifrige Blick entdeckt manchmal ein Ei, das schon lange gelegt, aber nicht ausgebrütet worden ist. Schnell wird es nun ans Tageslicht befördert, eifrig beschmüffelt und auf seine Tauglichkeit zu verspäteten Brutversuchen geprüft. Ein neuer Fund dieser Art ist jetzt gemacht. Das Reich, so rät man ihm, soll sich ein Versicherungsmonopol für Leben, Feuer, Unfall (die wichtigsten direkten Versicherungen) schaffen; mit den reichen Vermögensbeständen der privaten Versicherungsunternehmen ist dann aus aller Noth. Der nicht ganz unbekanntere Nationalökonom Adolph Wagner hat schon vor einem Menschewalter diesen Vorschlag gemacht; ihn dann aber wieder aufgegeben. Er zeigte, daß ein staatliches Versicherungsmonopol in der Theorie ziemlich einfach aussähe, daß aber die praktische Durchführung des Gedankens nicht leicht sein werde. Funkelnagelneu ist die Idee also nicht; und wir werden sehen, daß aus dem alten Ei kein Hähnchen schlüpfen kann. Welche Vortheile verspricht man sich nun heute von einem Versicherungsmonopol? Der Pfadfinder, dessen Entdeckung in großen Tageszeitungen besprochen wird, sagt: Das Reich bekommt ohne nennenswerthen Aufwand ein „von vorn herein gut rentirendes Unternehmen, das ihm über 6½ Milliarden flüssige oder in absehbarer Zeit flüssig zu machende Mittel in die Hand gäbe.“ Zunächst ist die Summe von 6½ Milliarden nicht richtig. Die gesamten deutschen Privatversicherungsgesellschaften hatten Ende 1907 ein Aktivvermögen von 5,39 Milliarden; da nun aber für eine Monopolisirung der Versicherung die internationalen Theile, wie Rüd- und Transportversicherung, überhaupt nicht in Betracht kämen, sondern nur Leben, Feuer und Unfall, so bleiben von den 6½ Milliarden nur 4½ Milliarden übrig. Diese Ungenauigkeit mag hingehen; eben so die Eleganz, mit der sich der Versicherungsmessias über den Unterschied von Aktiengesellschaften und Gesellschaften auf Gegenseitigkeit hinwegsetzt. Man wird mit dem Projekt auch fertig, ohne sich auf solche Details einzulassen. Beschränken wir uns, der Einfachheit halber, nur auf die Lebensversicherung, die ja besonders eng mit der wirtschaftlichen Entwicklung im Großen und bei der einzelnen Person verwachsen ist. Die deutschen Lebensversicherungsanstalten hatten am Ende des Jahres 1907 ein Gesamtvermögen von 4,23 Milliarden, das sich aus den folgenden Posten zusammensetzte: Bankeinlagen, Kasse und Zinsenvorträge 40,43 Millionen; Grundbesitz (ohne Belastung) 82,70 Millionen; Wertpapiere 104,30 Millionen; Hypotheken 3,53 Milliarden; Darlehen auf Policen 282,59 Millionen. Der wichtigste Vermögensbestandtheil sind Hypotheken, die man doch gewiß nicht als „flüssige Mittel“ bezeichnen kann. Die 3½ Milliarden könnten erst im Lauf der Jahre flüssig gemacht werden, je nach dem Verfall der Beleihungen. Daraus müßte die Reichskasse warten. Wenn nun die hypothekarischen Darlehen der Versicherungsge-  
 se-  
 ll-

schaften, die 10 Prozent der Gesamtbeleihungen des deutschen Bodens überhaupt ausmachen, wegfallen, so werden in erster Linie die Hypothekenbanken die ihrer ursprünglichen Kreditgeber beraubten Objekte an sich zu ziehen suchen. Je mehr Hypotheken, desto mehr Pfandbriefe; denn ohne den Verkauf von Obligationen giebt's kein Geld für Beleihungen. Eine starke Zunahme des Umlaufs von Schuldverschreibungen der Hypothekenbanken würde aber den deutschen Reichs- und Staatsanleihen eine nicht unbedenkliche Konkurrenz machen. Diese Entwidlung ist sicher nicht zu erwarten. Die Erwerbung eines so großen Hypothekenbestandes, wie ihn das Vermögen der Versicherungsgesellschaften aufweist, läßt die von den Herren Monopolisten gerühmten Vorteile gar sehr vermissen. Nicht viel anders ist es mit den zu übernehmenden Wertpapieren. Das sind in der überwiegenden Mehrzahl gerade solche Effekten, die das Reich in gewöhnlichen Zeiten auch schon schwer genug loswerden kann: Reichs- und Staatsanleihen. Der Posten „Wertpapiere“ ist also kaum zu den „leicht realisirbaren“ Vermögenssüden zu zählen. Beim Grundbesitz ist ohne Erläuterung klar. Bleiben die (verhältnismäßig geringen) Bankenguthaben und die Darlehen auf Policen. Was soll das Reich mit ihnen anfangen? Die Beleihung der Policen ist im Versicherungsgeschäft ziemlich wichtig. Das zeigt die jährliche Zunahme der auf solche Weise gewährten Darlehen. In Betracht kommt dafür nur die Lebensversicherung. Die auf Policen gezahlten Beträge werden entweder allmählich wieder an die Gesellschaften zurückgegeben oder sie werden nicht getilgt und dann später von der Versicherungssumme abgezogen. Jedenfalls gehört diese Position nicht zu den „flüssigen Mitteln“. Dabei ist die Schwierigkeit nicht zu vergessen, die dem Reich aus der von den Versicherungsgesellschaften eingeführten Beleihung der Policen auch sonst entstehen würde. Ohne solche Konzessionen an die Versicherten ist das Geschäft erschwert; die weitere Durchführung aber zwänge das Reich, die überlieferten Grundzüge strengster Regularität in dem großen bürokratischen Organismus aufzugeben. Schon dieser eine Umstand, der zunächst vielleicht gar nicht der Beachtung werth scheint, zeigt, wie schwierig die Sache ist. Das Subtraktionsexempel, das sich aus der Charakterisirung der verschiedenen Vermögensposten ergibt, liefert ein den Monopolisten ungünstiges Resultat: von den 4,23 Milliarden bleiben nämlich nur 40,43 Millionen übrig, die als wirklich „flüssige Mittel“ gelten können. Und darum Räuber und Mörder! Denn nicht viel besser als ein Raub wäre die Art, wie sich das Reich des Vermögens der Versicherungsgesellschaften bemächtigen soll. Durch eine „Entschädigung der Aktionäre“ soll der Uebergang der Aktiva der Versicherungsinstitute an die Reichskasse ermöglicht werden. So einfach, wie sie die Monopolisten sich vorstellen, ist die Sache denn doch nicht. Mit 300 Millionen Mark würde der Scherz nicht bezahlt sein. Die meisten Versicherungskassen stehen hoch im Kurs; und man müßte die Expropriation schon so weit treiben, daß man sich überhaupt nicht um die Kurswerthe bekümmert, um mit 300 Millionen auszukommen. Die Aktie der berliner Victoria kostet jetzt 7625 Mark; für die eingezahlten 1,20 Millionen wären also rund 15 Millionen zu zahlen. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei anderen Versicherungsgesellschaften. Für die „Entschädigung“ wäre ungefähr der zwölfte Theil des eingezahlten Aktienkapitals nöthig. Das würde bei der Lebensversicherung allein schon rund 500 Millionen ausmachen. Und das Aktienkapital der Versicherungsgesellschaften dient nur als Sicherheitsfonds für den Fall, daß nach dem Eintritt außergewöhnlicher Schäden die Prämieinnahmen zur Deckung der

Unkosten nicht mehr ausreichen. Dann wird das Aktienkapital herangezogen. Da es nicht werbend thätig ist, pflegt man nur einen Bruchtheil der Gesamtsumme einzuzahlen. Wenn das im Verhältnis zum Vermögen der Versicherungsgesellschaften geringe Aktienkapital die Grundlage für eine Entschädigung bilden soll, ist das Geschäft, das man dem Reich vorschlägt, schließlich nur eine gewaltsame Enteignung privaten Besitzes. Daran mag höchstens Herr Hebel Freude haben; nicht ungemüht.

Und der Nutzen fürs Reich? Ist die schwerfällige Maschine eines büreaukratischen Staatsbetriebes überhaupt für das Versicherungsgeschäft geeignet? Man kann ein Tabak- und Branntweinmonopol erfolgreich durchführen, weil diese Produkte auch ohne besondere Propaganda Absatz finden. Rauchen und Trinken wird man immer; daran kann also Reich und Staat sicher Geld verdienen. Aber ein Versicherungsmonopol? Da giebt's keine Passionen; im Gegenteil: die menschliche Leidenschaft ist durchaus gegen die Versicherung. Der Mensch opfert nicht gern Etwas von den Annehmlichkeiten des Lebens, um für Zeiten zu sorgen, die nach ihm kommen; es gehört eine gewisse Selbstüberwindung dazu, sich von der Nothwendigkeit der Versicherung zu überzeugen. Meist muß Ueberredung nachhelfen: deshalb beruht der Erfolg des Versicherungsgeschäftes auf der Thätigkeit der Acquisiteurs. Die Acquisition ist unter den nothwendigen Aufwendungen der Versicherungsanstalten die wichtigste. Schon an dieser Thatsache würde ein Reichsmonopol scheitern. Soll das Reich als Acquisiteur auftreten? Sollen kaiserliche Beamte als Versicherungsagenten fungiren? Der Erwerb neuer Versicherungen bliebe allenfalls auf eine schriftliche Bearbeitung des Publikums beschränkt; und bisher hat sich nur die mündliche Propaganda als wirksam erwiesen. Ein vermindertes Zuwachs an zu Versicherenden bedeutet aber den Tod des Versicherungsgeschäftes. Bei der Lebensversicherung beruht die ganze Rentabilität darauf, daß mehr Leute hinzukommen als sterben. Je geringer die Sterblichkeit, desto größer der Gewinn. Bei allen deutschen Lebensversicherungsgesellschaften betrug der Zuwachs im Jahr 1907 650,30 Millionen bei einem Versicherungsbestand von 11,38 Milliarden. Ausgezahlt wurden an die Versicherten 278 Millionen. Der einmal Versicherte ist für die Gesellschaft ein von Jahr zu Jahr zunehmender Risikoposten; und für diese Zunahme des Risikos muß durch möglichst viele neue Versicherungsabschlüsse ein Ausgleich gefunden werden. Wenn nun unter dem Reichsmonopol der Zugang nachläßt? Die Menschen können schließlich, wenns sein muß, ohne Versicherungen existiren. Ihre Existenz wird durch den Wegfall des Rückhaltes, den die Versicherung bietet, unsicherer; aber die Wenigsten machen sich darum Kopfschmerzen und Mancher denkt: Nach mir die Sintfluth! Die Reichskasse muß, wenn die Prämieinnahmen nicht mehr ausreichen, auf die Reserven zurückgreifen. Nun hat aber das Reich keine Reserven, weil es die als Rücklagen dienenden Vermögensbestandtheile der Versicherungsgesellschaften sich ja zu anderen Zwecken aneignen soll. Zum Bau von Kriegsschiffen oder zu nützlichen Dingen ähnlicher Art. Die Vertreter des Monopolgedankens meinen freilich, das Reich brauche keine Prämien- und Schadenreserven, weil es in sich selbst die beste Bürgschaft für die Sicherheit des von ihm betriebenen Versicherungsunternehmens biete. Das ist richtig. In dem Augenblick aber, wo die Reserven zur Zahlung von fälligen Versicherungen herangezogen werden müssen, hört die Bedeutung des Reiches als solches auf. Da muß eben gepfliffen werden; und wo nichts ist, haben bekanntlich Kaiser und Reich den Kredit verloren. Des Schreckens letztes Ende

würde die Heranholung der Steuergahler sein. Die müßten für die vom Reich aus seinem Versicherungsmonopol zu zahlenden Beträge aufkommen, wenn andere Möglichkeiten zur Deckung dieser Schulden nicht mehr zu finden wären; hätten also für die Wohlthat der Versicherung noch extra ein hübsches Sämmchen zu zahlen.

Das Reich würde als Versicherungsunternehmer keinen Erfolg haben. Durch das Monopol würde die Konkurrenz ausgeschaltet; und der Staat arbeitet ohnehin schon viel theurer als der private Geschäftsmann. Was soll ferner mit dem Heer der Beamten und Angestellten geschehen, die von den Versicherungsgesellschaften beschäftigt werden? Will man sie einfach auf die Straße setzen und so die Proletarierbataillone noch vergrößern? Oder sie alle zu kaiserlichen Beamten mit Pensionberechtigung machen? Auf geschultes und eingearbeitetes Personal wäre das Reich angewiesen; deshalb müßte es wohl sehen, irgendwie mit dem vorhandenen Beamtenmaterial sich abzufinden. Das wäre, aus den verschiedensten Gründen, keine ganz leichte Aufgabe. Robus sic stantibus ist es wirklich schwer, die Vortheile solches Monopols zu entdecken. Mit den 5 bis 6 Milliarden „flüssiger Mittel“ ist es nichts; und die Aussichten einer erfolgreichen Arbeit im Versicherungsfach sind gering. Blieben also nur die Lasten, für die schließlich das Publikum aufzukommen hätte. Dem würde das Monopol eben so wenig Vortheil bringen wie dem Reich; denn von dem Nutzen der Versicherung würde bald Niemand mehr hören. Sie würde allmählich zu einer historischen Institution verfeinern. Nach und nach würde die schädliche Rückwirkung auf die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse fühlbar werden. Den Mangel an Sicherheit der Existenz, den die erste Generation nicht empfindet, spürt die zweite um so unangenehmer. Die Tendenz unserer sozial empfindsamen Zeit ist für gemehrte, nicht für geminderte Versicherung des Individuums, das dadurch auf seine Art für die Wahrung, für die künftigen Bewohner des Gesellschaftsbauwerks vorsorgt. Diese großen Interessen müßten nun für dreißig Silberlinge (die noch dazu nur zum Theil vielleicht am Ende wirklich als Einnahme zu buchen sind) preisgegeben werden. Und die Frage der Sicherheit? Das Kaiserliche Aufsichtamt für Privatversicherung sorgt ausreichend dafür, daß kein Versicherter im Deutschen Reich sich sein Päckchen täglicher Kummernisse mit unerquidlichen Gedanken über die „Bonität“ seiner Versicherungsanstalt belasten muß. Wer aber durch alle angeführten Gründe noch nicht überzeugt ist, Der blicke nach England, der Geburtsstätte des Versicherungsbetriebes, und suche dort nach Erfolgen der staatlichen Versicherung. Die giebt es nämlich in England sowohl wie in Frankreich; sie führt aber hier wie dort ein höchst kümmerliches Dasein, weil kein Mensch Etwas von ihr wissen will. Wer sich zu versichern wünscht, geht zu einem privaten Unternehmen und läßt die staatliche Anstalt links liegen. In England giebt es eine Anzahl kleiner Versicherungsinstitute, die alle gedeihen. Das Staatsinstitut macht ihnen keine irgendwie ernsthafte Konkurrenz. Der Engländer hat sich also mit Entschiedenheit für die private Versicherung und gegen den Staatsbetrieb erklärt; und dem Deutschen, dem die Vortheile des Versicherungswesens noch lange nicht so tief in Fleisch und Blut übergegangen sind wie dem Engländer, will man ein Reichsmonopol auferlegen? Profit die Naßheit! Aber warum dann bei der Versicherung Halt machen? Zur Beschaffung „liquider Mittel“ führt die Expropriation des privaten Grundbesitzes auf geraderem Weg als die Enteignung der Versicherungsgesellschaften. Man werfe die Hauseigentümer hinaus, finde sie mit einer kleinen Rente ab und suche dann die Grundstücke zu Geld zu machen. Ladon.

**Max Ulrich & Co.,** Kommanditgesellschaft  
auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 7513 Direktion.

„ 7514 Kasse u. Effektenabteilung.

„ 7515

„ 7516

Kuxenabteilung.

Telegramme: U l r i c h & C o.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach ein-  
schlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 3-5 Uhr.



# MURATTI

**OPEL** Rüsselsheim <sup>a</sup>M.  
Nähmaschinen  
Fahrräder  
**Motorwagen**  
Man verlange Preisliste.

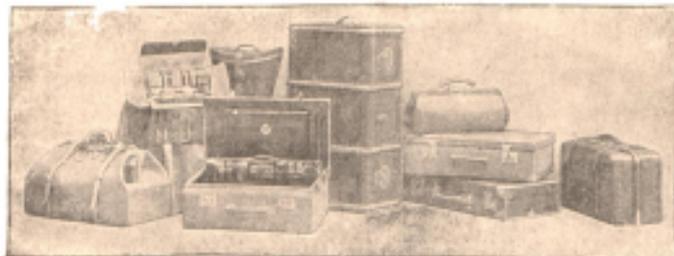


Ausstellungshallen am  
Zoologischen Garten

**Deutsche  
Schiffbau-Ausstellung**

Berlin 1908

Juni bis Oktober  
Täglich von 10-10 Uhr geöffnet.



Reiseartikel, Plattenkoffer, Lederwaren, Necessaires, echte Bronzen, kunstgewerb-  
liche Gegenstände in Kupfer, Messing und Eisen, Terrakotten, Standuhren, Tafelbestecke,  
Tafelservice, Silberplattierte Tafelgeräte, Beleuchtungskörper für Gas u. elektr. Licht

**gegen monatliche Amortisation.**

Erstes Geschäft, welches diese feinen Gebrauchs- und Luxusartikel gegen erleichterte  
Zahlungen liefert. — Katalog B. K. kostenfrei. — Für Beleuchtungskörper Spezialliste.

**Stöckig & Co., Hoflieferanten**

Dresden-A. 1 (für Deutschland). Bodenbach 2 i. B. (für Österreich).

## Berliner-Theater-Anzeigen

### Gebr. Herrnfeld-Theater, Kommandantenstr. 57.

Anfang 8 Uhr. Heute und folgende Tage: Vorverkauf 11—2 Uhr.

## Das kommt davon!

mit dem Vorspiel: **Es lebe das Nachtleben.**

Komödie in 3 Akten von Anton und Domat Herrnfeld.

### Kleines Theater.

Freitag, d. 21., Sonnabend, den 22., Sonntag,  
den 23., Montag, den 24., Dienstag, d. 25., 8 u.

## 2 mal 2 = 5.

Weitere Tage siehe Anschlagstule

### Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee.  
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

### Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

## Das muss man seh'n!

Grosse Revue in 4 Acten (14 Bildern) von Jul. Freund. Musik von Victor Hollaender Guido Thielscher a. D., Henry Bender, Fritz Massary, Jos. Joseph, Fritz Schenke usw.

### Victoria-Café

Unter den Linden 46  
Größtes Café der Residenz  
**Sehenswert.**

### Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— Treffpunkt der vornehmen Welt —

Die ganze Nacht geöffnet. Künstler-Doppel-Konzerte.

„Arkadien“,  
Behrenstrasse 55-57.

Reunions:

Sonntag, Mittwoch,  
Freitag.

Im neuherbauten

„Moulin rouge“

Jägerstrasse 63 a.

Reunions: Montag, Dienstag, Donnerstag, Sonnabend.

# S e c e s s i o n

Kurfürstendamm 208,209.

Geöffnet täglich 9—7 Uhr. Eintritt 1 M. Sonntags von 2 Uhr ab 0,50 Mk.

## Sind Sie

## nervös

so verlangen Sie sofort durch Postkarte unseren Prospekt. Derselbe kostet nichts, kann Ihnen aber ein guter Ratgeber sein.

Vereinigte Chem. Laboratorien  
Apoth. JOH. SCHMIDT,  
staatl. approb. Nahrungsmitt.-Chemiker  
Kötzschenbroda-Dresden.

### Die Philosophie des Imperialismus.

Von Ernesto Selilière.

I. Apollo oder Dionysos. Kritische Studie über Friedrich Nietzsche. 317 Seiten.

II. Der Demokratische Imperialismus. Rousseau — Proudhon — Karl Marx. 447 Seiten.

III. Die Romantische Krankheit. Fourier — Stendhal (Bayle). 455 Seiten.

Jeder Bd. M. 7.—, Lwbd. M. 8,50, Hft. M. 9.—.

In 2. Auflage — 1908 — erschien soeben

**Hermaphroditismus und Zeugungsunfähigkeit.**

Eine Darstellg. d. Missbildungen der menschl.

Geschlechtsorgane. Von Prof. Cesare Taruffi.

Bologna. Mit 40 interess. Abbildungen.

417 Seiten M. 10.—, Origbd. M. 12.—.

Ausführliche Verzeichnisse üb. kultur- und sitzungsgeschichtl. Werke gratis u. franko.

H. Barsdorf, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2.

# London & Paris Exchange, Ltd.,

## DEUTSCHES DEPARTMENT.

BASILDON HOUSE, Moorgate St., LONDON, E. C.

### EFFEKTENBANK.

Kulante und gewissenhafte Bedienung kontinentaler Kapitalisten und Spekulanten.

An- und Verkäufe aller in London marktgängigen Werte ohne Kommission oder Kurtage. — Kassa- und Zeitgeschäfte.

Eröffnung spekulativer Konti und Erteilung von Prämienrechten auf alle im Verkehr des Instituts gangbaren Werte, speziell Amerikaner, (Kupfer- und Diamantwerte, sowie Südafrikaner).

Vorschüsse auf alle marktgängigen Papiere zu günstigsten Bedingungen.

Reklamierung der englischen Einkommensteuer.

Incasso von Dividenden-Cheques spesenfrei und alle das Effekten-geschäft berührenden Transaktionen zu günstigsten Bedingungen.

Zuverlässiger Informationsdienst.

Kostenfreie Effektenüberwachung.

Erstklassige englische und kontinentale Referenzen stellt das Institut zur Verfügung.

Auf Wunsch sendet die London and Paris Exchange, Ltd., jedem Kapitalisten zur Information über das Londoner Effekten-geschäft und die Bedingungen des Instituts ein Handbuch kostenfrei zu:

### “ANLAGE UND SPEKULATION.”

(2. Auflage.)

## M. Marx & Co. Foreign Bankers

(An- und Verkauf von an der Londoner Börse gehandelten Wertpapiere.  
Auskünfte kostenfrei.)

**London E. C.**

Gresham House Old Broad Street.



Telegraphic Address:  
Offerendos, London.

**Berliner Eis-Palast**  
Lutherstr. 22/24  
**Eröffnung**  
Dienstag, d. 1. Septemb. 1908

**Deutsche Seemanns-Schule**  
Hamburg-Waltershof  
Praktisch-theoret. Vorbereitung u. Unterbringung seelustiger Knaben.  
Prosp. durch die Direktion.



**Zur gefl. Beachtung!**

Diesem Heft liegt ein Prospekt bei von J. C. C. Bruns Verlag, Minden i W über die Volks-Ausgabe des

# Luftschiff-Romans **Cavete!**

Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

**MORPHIUM**

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbrühungserscheinung. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheinflick, Bad Godesberg a. Rh.

Modernstes Spezialsanatorium. Aller Comfort. Familienleben. Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v.

**ALKOHOL****Bad Pistyan**

(Pöstyén, Ungarn)

Hervorragendstes Bad der Welt für Gicht und Rheumatismus

Auskunftsstelle: Hungaria-Germania Verkehrsgesellschaft m. b. H.

Fahrkarten-Ausgabestelle der Königl. Ungarischen Staatsbahnen.

**Berlin, Friedrichstrasse 73**

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7.

**Apostata**von **Maximilian Harden.**

7. bis 8. Tausend. 2 Bände à Mark 2.—.

**Inhalt vom I. Band:** Phrasien. Die Schulkonferenz. Kollege Bismarck. Gips. Genosse Schmalfeld. Franco-Russe. Der Fall Klausner. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der korsische Parvenu. Der heilige O'Shea. Nicäa und Erfurt. Mahadó. Die ungehaltene Rede. Eine Mark Fünfzig. Trüffelpurée. Verein Oelzweig. Sommerfeld's Rächer. Supremo lex. Wie schätze ich mich ein?

**Inhalt vom II. Band:** Bei Bismarck a. D. Lessings Doublette. Maupassant. Der Fall Apostata. Gekrönte Worte. Die romanistische Schule. Menuet. She-Ma-Thsian. M. d. R. Eroica. Der ewige Barrabas. Sem. Dynamistik. Der 2<sup>te</sup> Bund. Kirchenvater Strindberg. Der Ententeich.

Jeder Band 8<sup>0</sup>. 14 Bogen elegant broschiert.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**Diabetes-Bauer**

Kortzsehenbroda-Dresden.

Sommer- und Winter-Kuren.

**Meyer's Grosses Konversations-Lexikon**

6. Auflage. 20 Bände. 200 Mk. Ein unentbehrlich. Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens, wird komplett und franko gegen **5 Mark** Monatsrate geliefert. Probeheft gratis.

Herm. Meusser, Buchhandlg.  
Berlin W35b, Steglitzerstr. 7a

Niemand kaufe wieder

**Spielwaren**

ohne nach den letzten Neuheiten von **Carl Brandt jr., Gössnitz S.-A.** gefragt zu haben. In allen besseren Spielwaren-Geschäften erhältlich.

Cabinet-Comet  
**Graeger**  
**Sect**  
Gold & Silber  
Zu beziehen durch die Weinhandlungen  
**Carl Graeger**  
Sect-Kellerei  
Hockheim a.M.

## Von Hamburg nach den Nordseebädern

verkehren vom 1. Mal  
bis Ende September die  
Post-Schnelldampfer  
„Kaiser“, „Cobra“,  
„Prinzessin Heinrich“  
„Silvana“

**Cuxhaven  
Helgoland**

**Sylt  
Amrum, Föhr  
Lakolka. Röm**

NEU!  
Tagesschnellzug-



Ablahrt Hamburg,  
St. Pauli Landungs-  
brücken werktäglich  
8:00 vormittags  
Sonntags 7:30 vormittags

**Norderney  
Borkum  
Juist und  
Langeoog**

NEU!  
Verbindung . . .

Berlin Lehrter Bahnhof ab 6:20 vorm. Magdeburg Hauptb. ab 6:07 vorm. Hannover ab  
5:40 vorm. nach Cuxhaven-Nordseebädern. Direkte 4-tägige Rückfahrkarten auf allen  
grösseren Eisenbahnstationen. Fahrpläne sowie alles Nähere durch den  
Seebädereidienst der Hamburg-Amerika-Linie, Hamburg 9, Johannisbollwerk 16  
deren Agenten und die grösseren Reisebüros.

Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30, Nollendorplatz 7.

Soeben erschienen:

# Harden im Recht?

Eine Betrachtung von Frank Wedderkopp.

Preis: 50 Pf.

5 Bogen. 89.

Preis: 50 Pf.

**Ehe-**schliessungen England  
rechtsgiltige, in  
Prosp. Nr. 1; verschlossen 50 Pfg  
Brock & Co., London, E. C. Queensstr. 90/91

**Stottern** heilt d. schwierigst. Fälle  
Garantie nach Wunsch.  
C. Buechholz,  
Hannover 2, Nordstr. 14.

**Nervenschwäche** der  
Männer  
ausführliche Prospekte  
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten  
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert  
Fnt I. Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

**Elektrische Kuren**  
eine Reform-Naturheilkunde  
Sommer- u. Winterkuren  
Prospekte gratis und franko  
J. G. Brockmann  
Dresden A3, Reizendystr. 5.

**Im herrlichen Zackental!**  
Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt  
pr. Tag von M. 10.— ab.

**„Sanatorium  
Zackental“**  
(Camphausen)

Bahnlinie Warmbrunn-Schreibersbau, Tel. 27.  
**Petersdorf im Riesengebirge**  
(Bahnhofsstation)

für chronische innere Erkrankungen, neu-  
rasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände  
Diätetische, Brunnens- u. Entziehungskuren.  
Für Erholungssuchende, Wintersport.  
Nach allen Errungenschaften der  
Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte,  
nebelfreie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe  
450 m. Ganzes Jahr besueht. Näheres  
Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt da-  
selbst oder Administration in  
Berlin S.W., Mückernstrasse 118.



*Ein gutes Verhältnis*



besteht zwischen dem  
*Jahresversand*  
 des Hauses  
*Moët & Chandon*  
 und seinem  
*Riesenvorrat*  
 in den Kellereien von  
 Épernay, daher die stets  
 gleichmäßig vorzügliche  
 Qualität von  
*White Star*  
 „*Sec*“



*Jahresversand:*  
 ca  
 4 Millionen Flaschen.

*Vorrat:*  
 ca  
 18 Millionen Flaschen.